



IAN FLEMING

**007 JAMES BOND
DER SPION DER
MICH LIEBTE**

**scanned by anybody
corr. by balkderspinner**

Nur eine höllische Phantasie konnte diesen Plan ausdenken. Nur zwei Teufel in Menschengestalt können ihn ausführen. Den Colt im Nacken, müssen die Opfer das satanische Spiel mitmachen. Für Vivienne, den grausamen und brutalen Tod vor Augen, besteht keine Hoffnung auf Rettung oder Flucht. Bis, wie aus dem Nichts, der Mann auftaucht, den selbst ein Pakt mit dem Teufel nicht schreckt: James Bond 007...

(Backcover)

Aus dem Englischen übersetzt von Mechthild Sandberg

Titel des Originals: »The Spy Who Loved Me«

2. Auflage 1977, Bd. 504

Schutzumschlag von Ruedi Rindlisbacher

Die Erstveröffentlichung dieser Taschenbuchausgabe

erschien unter dem gleichen Titel

Copyright © 1962 by Glidrose Productions Ltd., London Gesamtdeutsche Rechte by Scherz Verlag Bern und München Gesamtherstellung: Ebner, Ulm

Mein Atem ging keuchend.

Die Fetzen hingen bereits von meinen Kleidern, meine Füße begannen schon zu schmerzen. Ich wußte, ich könnte nicht viel länger durchhalten. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, einen Moment aus dem Lichtkreis zu entrinnen, unter einen Baum zu kriechen und mich dort zu verstecken. Doch warum schoß niemand? Ich torkelte nach rechts, aus dem Lichtkegel heraus, und ließ mich auf die Knie fallen.

Schritte, das Geräusch brechender Äste kamen näher. Jetzt konnte ich den schweren Atem hören. Sluggsys Stimme sagte leise, ganz in der Nähe: »Komm heraus, Baby! Sonst setzt's was. Das Versteckspiel ist aus!«

1

Ich war auf der Flucht; auf der Flucht vor England, dem Winter, einer Reihe unerquicklicher Liebesgeschichten. Ich war auf der Flucht vor der Eintönigkeit, der Schaltheit, der Engstirnigkeit und meiner eigenen Unfähigkeit, mir einen Platz an der Sonne zu erobern.

Ich hatte einen weiten Weg hinter mir. Eine halbe Welt dehnte sich zwischen mir und England. Von London hatte mich meine Flucht in das Motel The Dreamy Pines getrieben, das fünfzehn Kilometer westlich vom Lake George gelegen ist. Das Gebiet ist ein beliebtes amerikanisches Sport- und Erholungszentrum in den Adirondacks, eine weitläufige Bergkette mit Seen und Fichtenwäldern, die fast den ganzen nördlichen Teil des Staates New York einnimmt. Am ersten September hatte ich meine Reise angetreten. Heute schrieben wir Freitag, den 13. Oktober. Bei meinem Aufbruch waren die staubigen Blätter der kümmerlichen Ahornbäume auf dem kleinen Platz vor meiner Londoner Wohnung schmutziggrün gewesen. Jetzt flammte hier und dort das Laub der wilden Ahornbäume glühendrot zwischen den Legionen dunkler Fichten, die sich bis zur kanadischen Grenze zogen. Und ich hatte das Gefühl, als hätte sich auch mit mir, oder zumindest mit meinem Äußeren eine solche Wandlung vollzogen - die fahle Blässe, gewissermaßen das Symbol meines Londoner Lebens, war einer gesunden Farbe, dem lebensfrohen Blitzen der Augen gewichen, die der Aufenthalt an der frischen Luft, frühes Zubettgehen und all die anderen erholsamen Beschäftigungen mit sich bringen, die in Quebec mein Leben ausmachten, ehe der Familienrat beschlossen hatte, mich nach England zu schicken, um mir »gesellschaftlichen Schliff« angedeihen zu lassen.

Die roten Wangen entsprachen natürlich gar nicht dem modischen Ideal der Vornehmheit. Trotzdem hatte ich sogar aufgehört, Lippenstift und Nagellack zu benutzen. Mir war, als hätte ich endlich eine Haut abgestreift, die nicht zu mir gehörte, und wäre wieder in meine eigene geschlüpft. Wenn ich in den Spiegel blickte, war ich glücklich wie ein Kind und gefiel mir

selbst. Nicht ein einziges Mal verspürte ich den Wunsch, mit Puder und Rouge ein fremdes Gesicht über meine Züge zu pinseln. Ich erzähle das alles nicht etwa aus Selbstgefälligkeit. Nein, ich war einfach auf der Flucht vor dem Mädchen, das ich während der vergangenen fünf Jahre gewesen war. So sehr gefiel mir das Mädchen, das ich jetzt geworden war, auch wieder nicht, doch das andere hatte ich gehaßt und verachtet. Ich war froh, sein Gesicht losgeworden zu sein.

Die Rundfunkstation WOKO in Albany, der Hauptstadt des Staates New York, etwa achtzig Kilometer südlich des Motels, brachte das Zeitzeichen für achtzehn Uhr. Im folgenden Wetterbericht warnte der Sprecher vor einem heftigen Gewitter und orkanartigen Winden. Das Gewitter näherte sich aus nördlicher Richtung und würde Albany gegen zwanzig Uhr erreichen. Das bedeutete, daß ich eine unruhige Nacht vor mir hatte. Es störte mich nicht. Ich habe keine Angst vor dem Gewitter. Obwohl ich wußte, daß sich im Umkreis von fünfzehn Kilometern keine menschliche Seele in meiner Nähe befand, spürte ich bei dem Gedanken an das Ächzen der Fichten, den Donner, die Blitze und den Regen ein Vorgefühl warmer Geborgenheit. Und ich war allein! »Das Alleinsein wird zum Geliebten, die Einsamkeit zur liebsten Sünde.« Wo hatte ich diesen Satz gelesen? Er traf so genau den Kern meiner Empfindungen, das Gefühl, dem ich mich schon als Kind hingegeben hatte, bis ich mich selbst gezwungen hatte, »mit den Wölfen zu heulen«, kein »Spielverderber« zu sein. Und wie hatte ich bei meinen Bemühungen Schiffbruch erlitten! Ich zuckte die Achseln, um die Erinnerung an mein Versagen zu verscheuchen. Nicht jeder ist dazu geschaffen, mit dem Strom zu schwimmen. Künstler sind einsame Menschen. Auch Staatsmänner und Generäle. Aber das mußte ich um der Gerechtigkeit willen hinzufügen, Verbrecher und Wahnsinnige sind es auch. Sagen wir einfach, daß wahre Einzelwesen einsam sind. Das ist keine Tugend - eher eine Untugend. Will man ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, muß man fähig sein, teilzuhaben und sich mitzuteilen. Daß ich mich so viel glücklicher fühlte, wenn ich allein war,

mußte das ein Zeichen einer defekten Persönlichkeit sein. Ich hatte mir das in den letzten fünf Jahren so häufig vorgehalten, daß ich jetzt einfach die Achseln zuckte und, das wohlthuende Gefühl meiner Einsamkeit voll auskostend, das große Vestibül durchquerte, um einen letzten Blick hinauszuerwerfen. Ich hasse Fichten. Sie sind düster und starr. Man kann unter ihnen keinen Schutz suchen und man kann sie nicht besteigen. Sie sind voll schwarzen Schmutzes, den man an anderen Bäumen nicht findet, und wenn sich dieser Schmutz mit ihrem Harz mischt, bekommt man ganz schmierige Finger. Ihre zackigen Formen wirken feindselig, und wenn sie so dicht aneinander gedrängt stehen, sehe ich in ihnen ein Heer feindlicher Lanzen, das mir den Weg versperrt. Nur eines mag ich an ihnen: ihren Geruch. Wenn immer es möglich ist, streue ich Fichtennadelsalz in mein Bad.

Hier, in den Adirondacks, war der Anblick endloser Fichtenwälder entschieden deprimierend. Jedes Fleckchen Erde in den Tälern haben sie sich erobert, dehnen sich bis zu den Gipfeln der Berge, so daß für das Auge der Eindruck eines mit unzähligen Spitzen durchsetzten Teppichs entsteht, der sich bis zum Horizont ausbreitet - eine unendliche Weite tiefgrüner Pyramiden, die darauf warten, gefällt und zu Streichhölzern, Kleiderbügeln und Millionen von Exemplaren der New York Times verarbeitet zu werden.

Etwa fünf Morgen dieser unsympathischen Bäume sind abgeholzt worden, um Platz für das Motel zu schaffen. Eigentlich dürfte ich gar nicht mehr Motel sagen, denn man hat jetzt in Amerika neue Ausdrücke dafür geprägt, da man das Wort Motel hier unwillkürlich mit Prostitution, Gangstern und Mordfällen in Verbindung bringt, für die sich ja diese Autohotels als recht geeignet erwiesen haben. Der Platz des Motels war gut gewählt, um Touristen und Urlauber anzulocken. Es stand an der Landstraße, die sich durch den Wald schlängelte und Glen Falls im Süden mit dem Lake George verband. Etwa auf halbem Weg lag ein kleiner See mit dem romantischen Namen Dreamy Waters, einem beliebten Ziel für Picknicks und Tagesausflüge. Am Südufer dieses Sees hatte man das Motel

erbaut. Von der Empfangshalle aus hatte man den Blick auf die Straße. Dahinter, in einem flachen halbkreisförmig angelegten Bau, befanden sich die Gästezimmer. Insgesamt waren es vierzig Zimmer mit Küche, Duschaum und Toilette und Blick auf den See. Das ganze Projekt war nach Plänen geschaffen, die dem letzten Schrei entsprachen - die Wände getäfelt, die Dächer aus schweren Fichtenbalken, Klimaanlage und Fernsehapparat in jedem Zimmer, Kinderspielplatz und eigenes Schwimmbecken. Im Hauptgebäude war ein kleines Selbstbedienungsrestaurant; Lebensmittel und Spirituosen wurden zweimal am Tag geliefert. Für ein Einzelzimmer zahlte man zehn, für ein Doppelzimmer sechzehn Dollar. Kein Wunder, daß die Eigentümer zu kämpfen hatten, wenn man bedachte, daß sie etwa zweihunderttausend Dollar Kapital hatten aufbringen müssen und die Saison nur von Juli bis Oktober dauerte. Wirklich voll war das Motel eigentlich nur vom 14. Juli, dem Unabhängigkeitstag, bis zum Labor Day, der immer auf den ersten Sonntag im September fällt. Jedenfalls hatten diese unsympathischen Phanceys das alles behauptet, als sie mich für dreißig Dollar in der Woche als Empfangsdame engagiert hatten.

Ein Glück, daß diese Leute endlich abgezogen waren. Lachenden Auges hatte ich heute morgen um sechs ihrem chromblitzenden Kombiwagen nachgeblickt, der nach Troy, wo die widerlichen Zeitgenossen herstammten, in südlicher Richtung davongerollt war. Mr. Phancey hatte noch ein letztes Mal einen plumpen Annäherungsversuch gewagt. Ich hatte nicht rasch genug reagiert. Seine Hand war wie eine flinke Eidechse meinen Körper entlanggeglitten, ehe ich ihm den spitzen Absatz meines Schuhs in den Fuß bohrte. Da hatte er von mir abgelassen. Als sein verzerrtes Gesicht sich wieder entspannt hatte, sagte er leise: »Okay, Sie Sexbombe! Halten Sie die Festung, bis der Chef morgen nachmittag kommt, um die Schlüssel abzuholen. Süße Träume, heute nacht!«

Dann war ein Grinsen über sein Gesicht gezogen, dessen Sinn ich nicht verstand. Er war zum Wagen getreten. Seine Frau hatte uns von ihrem Platz hinter dem Steuerrad aus

beobachtet. »Komm jetzt, Jed«, sagte sie scharf. »Du kannst dich heute abend in der West Street abreagieren.« Sie legte den Gang ein und rief mir mit zuckersüßem Lächeln zu: »Wiedersehen, Süße! Vergessen Sie nicht, uns zu schreiben.« Dann erlosch das katzenfreundliche Lächeln schlagartig, und ich erhaschte noch einen letzten Blick auf ihr verkniffenes Gesicht, als der Wagen wendete und auf die Straße hinausschoß. Puh, was für ein Paar! Wie aus einem schlechten Roman. Na ja, viel schlimmeren Leuten konnte ich jetzt nicht mehr begegnen, und die beiden waren ja endlich weg. Von jetzt an konnte es nur besser werden.

Ich hatte auf dem Platz vor dem Hauptgebäude gestanden und die Straße hinuntergeblickt, auf der die Phanceys am Morgen verschwunden waren, während ich an sie zurückdachte. Jetzt drehte ich mich um und richtete den Blick nach Norden, um nach dem Wetter zu sehen. Es war ein wunderschöner Tag gewesen, klar und warm, doch nun türmten sich drohende Wolken am Himmel, schwarz wie die Nacht, nur mit einem Hauch von Rosa von der sinkenden Sonne gesäumt. Kleine Windböen huschten durch die Wipfel der Bäume. Ab und zu streiften sie die gelbe Laterne über der verlassenen Tankstelle am Ende des Sees, so daß sie leise hin- und herschwankte. Als mich ein kalter Windstoß traf, brachte er das leise metallische Quietschen der tanzenden Laterne mit. Am Seeufer, jenseits des Gästebauwerks, schlugen kleine Wellen klatschend gegen die Steine, und die stahlgraue Oberfläche des Sees wurde von Wirbelstößen aufgewühlt. Doch wenn sich das zornige Wüten des Windes eine Weile legte, schienen die hohen Bäume auf beiden Seiten des Motels schweigend näher zu rücken, als wollten sie sich um das hell erleuchtete Gebäude hinter mir scharen.

Ich lächelte vor mich hin. Ich erinnerte mich wieder an das nur mit Mühe zu unterdrückende Prickeln, das wir als Kinder empfanden, wenn wir im Dunklen Verstecken spielten, wenn man unter der Treppe das leise Knarren des Bodens hörte, das Flüstern der Suchenden. Dann preßte man sich vor Aufregung die Hände auf den Bauch und wartete auf den erregenden

Moment der Entdeckung, den Lichtstrahl, der durch die geöffnete Tür drang, und dann - das eigene dringliche »Pscht! Komm zu mir 'rein!«, das Schließen der Tür und der kichernde warme Körper, der sich eng an den eigenen drückte.

Während ich so dastand, erwachsen jetzt, erkannte ich wieder das deutliche Prickeln, das die Angst verursacht - den Schauer, der den Rücken hinunterrieselt, die Gänsehaut, die primitiven Warnsignale tierischer Vorfahren. Ich genoß den Augenblick. Bald würde sich Regen aus den Gewitterwolken ergießen, und ich würde vor dem Heulen und Wüten des Sturms zurückweichen in mein hell erleuchtetes behagliches Zimmer, würde das Radio einschalten und mich sicher und geborgen fühlen.

Es wurde dunkel. Das Zwitschern der Vögel war verstummt. In diesem wilden, weiten Gebiet stand nur noch ich allein draußen im Freien. Ich sog die feuchte Luft noch einmal tief in meine Lungen. Der Geruch der Fichten und des modrigen Waldbodens hatte sich verstärkt. Noch ein anderer Geruch lag in der Luft, dumpf, beinahe wie Schweiß. Es war, als schwitzte auch der Wald von der angenehmen Erregung, die ich empfand. Irgendwo, ganz in der Nähe, stieß eine ängstliche Eule Klagelaute aus. Dann war es still. Ich trat ein paar Schritte von der erleuchteten Tür weg, hinaus auf die staubige Straße, und blickte nach Norden. Die bläulich-weißen Finger eines Blitzes zuckten über den Himmel. Sekunden später grollte der Donner wie ein aus dem Schlaf gerissener Wachhund, und dann begann der Sturm. Die Wipfel der Bäume begannen sich zu wiegen, sie seufzten und ächzten, und die gelbe Laterne über der Tankstelle tanzte auf und ab, warf ihren hellen Schein auf die Straße, als wollte sie mich warnen. Ja, sie warnte mich wirklich. Plötzlich verwischte sich der Schimmer im niederprasselnden Regen, trübte sich hinter dem grauen Schleier herabströmenden Wassers. Die ersten schweren Tropfen trafen mich. Ich drehte mich um und rannte zum Haus.

Hinter mir schlug ich die Türe zu, drehte den Schlüssel und legte die Kette vor. Ich hatte es gerade noch geschafft. Dann öffneten sich die Schleusen, in eintönigem Rauschen strömte

der Regen herab, trommelte dumpf auf das Holzdach, peitschte klatschend gegen die Fensterscheiben. Ich stand noch immer an der Tür und lauschte im Gefühl behaglicher Sicherheit, als ein blendender Blitz den Raum erhellte, unmittelbar gefolgt von einem ohrenbetäubenden Krachen, das das Gebäude erzittern ließ. Ein gellendes Pfeifen durchschnitt die Luft. Es war nur eine einzige ungeheure Detonation, wie die einer Bombe, die in einer Entfernung von wenigen Metern gefallen ist. Es klirrte, als Glasscherben eines Fensters zu Boden schepperten. Dann prasselten Regentropfen auf das Linoleum.

Ich rührte mich nicht. Ich konnte nicht. Ich stand reglos, die Hände an die Ohren gepreßt. Das hatte ich nicht erwartet. Die betäubende Stille löste sich wieder in das Rauschen des Regens, das jetzt zu sagen schien: Du hast nicht damit gerechnet, daß es so schlimm werden könnte. Du hast nie in diesem Gebirge ein Gewitter miterlebt. Eigentlich ein recht wackeliges, armseliges Dach, das du da über dem Kopf hast. Du bist gern allein, hast du behauptet. Na, wie gefällt dir das hier? Wieder wurde der Raum in blau-weißes Licht getaucht, wieder krachte unmittelbar über mir der Donner. Doch diesmal hielt das Krachen an, knatternd in einer wütenden Kanonade, unter deren Heftigkeit Tassen und Gläser hinter der Bartheke klirrend hin- und herrutschten und die Holzwände unter dem Druck der Schallwellen stöhnten.

Meine Knie zitterten. Ich torkelte zum nächsten Stuhl und setzte mich, den Kopf in die Hände vergraben. Wie hatte ich so töricht sein können, so - so herausfordernd? Wenn nur jemand käme, jemand, der bei mir bliebe, jemand, der mir versichern würde, daß es ja nur ein heftiges Gewitter sei. Aber das stimmte nicht! Es war die Katastrophe, das Ende der Welt. Und es galt mir! Jetzt! Ich mußte etwas unternehmen, Hilfe holen! Doch die Phanceys hatten den Anschluß bereits sperren lassen. Es gab nur noch eine Hoffnung. Ich sprang auf und rannte zur Tür. Meine Hand griff nach dem Schalter, mit dem sich das rote Neonschild mit den Worten Besetzt - Zimmer frei einstellen ließ, das über der Einfahrt hing. Wenn ich es auf Zimmer frei stellte, würde vielleicht ein Autofahrer, froh, bei diesem Wetter eine

Zuflucht gefunden zu haben, hier halten. Doch als ich an dem Schalter drehte, fuhr böse und heimtückisch ein greller Blitz in den Raum, und als der Donner dröhnte, packte mich eine riesenhafte Hand und schleuderte mich zu Boden.

2

Als ich wieder zu mir kam, wußte ich sogleich, wo ich war und was geschehen war. Ich preßte mich enger an den Fußboden und wartete auf den nächsten Schlag. Etwa zehn Minuten blieb ich so liegen, lauschte dem Trommeln des Regens, während ich überlegte, ob ich durch den elektrischen Schlag dauernden Schaden erlitten oder mein Haar sich weiß gefärbt hatte. Vielleicht war mein Haar verbrannt. Ich hob die Hand zum Kopf. Kahl war ich jedenfalls nicht. Allerdings spürte ich am Hinterkopf eine Beule. Vorsichtig bewegte ich mich. Keines meiner Glieder war gebrochen. Mir war nichts geschehen.

Der große Kühlschrank in der Ecke begann plötzlich zu summen, und mir wurde klar, daß die Welt nicht untergegangen war. Noch schwach und zaghaft rappelte ich mich hoch und blickte mich um, voller Angst, ein Bild wilder Zerstörung vorzufinden. Doch alles war so, wie ich es »verlassen« hatte - der große Empfangstisch, der Metallständer mit Taschenbüchern und Zeitschriften, die lange Theke des Selbstbedienungsrestaurants, die zwölf kleinen Tische mit den Plastikdecken und den unbequemen Metallstühlen, der große Eiswasserbehälter und die blitzende Kaffeemaschine. Alles stand an seinem Platz. Nur in einem Fenster fehlte eine Scheibe, und darunter breitete sich eine Wasserlache aus, eine Erinnerung an den Alptraum, den ich hinter mir hatte. Aber es war alles meine eigene Schuld gewesen. Ich hatte den Kopf verloren. Natürlich, es hatte ein Gewitter gegeben. Donner und Blitz hatten sich abgewechselt. Ich war verschreckt und verängstigt gewesen wie ein Kind. In meiner panischen Angst hatte ich den elektrischen Schalter betätigen wollen - hatte nicht einmal eine Pause zwischen den Blitzschlägen abgewartet, sondern genau den Augenblick gewählt, als erneut ein Blitz herabschoß. Ich hatte einen Schlag bekommen und das

Bewußtsein verloren. Zur Strafe hatte ich eine Beule am Kopf davongetragen. Das geschah mir nur zu recht. Aber Moment mal! Vielleicht war mein Haar doch weiß geworden? Ich schritt eilig durch den Raum, nahm meine Handtasche vom Empfangstisch und trat hinter die Theke des Selbstbedienungsrestaurants. Dort ging ich in die Knie und blickte in den langen Spiegel unter den Regalbrettern. Zuerst sah ich in meine eigenen Augen. Sie starrten mich an, blau und klar, jedoch weit aufgerissen in einem Ausdruck furchtsamen Argwohns. Die Wimpern waren noch da und auch die Brauen. Darüber folgte die hohe, fragend gerunzelte Stirn und dann, ja, das dichte tiefbraune Haar, das in zwei großen Wellen über die Ohren fiel. Na also! Ich zog meinen Kamm heraus und fuhr mir heftig durch das Haar.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Es war kurz vor sieben. Ich schaltete das Radio ein, und während ich dem Sprecher zuhörte, der seinen Hörern die Auswirkungen des Gewitters in den dunkelsten Farben schilderte - Telefonverbindungen waren unterbrochen, in der Nähe von Glen Falls stieg der Hudson gefährlich an, ein gefällter Baum blockierte die Staatsstraße 9 -, klebte ich mit Scotchtape ein Stück Pappe über die zerbrochene Fensterscheibe. Dann holte ich ein Tuch und einen Eimer und wischte das Regenwasser unter dem Fenster auf. Als ich fertig war, rannte ich den kurzen überdachten Weg zum Gästegebäude hinüber und betrat mein Zimmer, Nummer 9, das auf der rechten Seite lag. Ich zog meine Kleider aus und duschte kalt. Meine weiße Hemdbluse war beim Fall schmutzig geworden. Ich wusch sie aus und hing sie zum Trocknen auf.

Schon hatte ich vergessen, welche schreckliche Strafe mir durch das Gewitter zuteil geworden war. Die Vorfreude auf den einsamen Abend, der vor mir lag, auf die Fortsetzung meiner Reise am nächsten Tag hatte wieder von mir Besitz ergriffen. Aus einem Impuls heraus kramte ich aus den wenigen Kleidungsstücken, die im Schrank hingen, meinen besten Anzug heraus - die schwarze Samthose mit dem goldenen Reißverschluss hinten in der Mitte, die herausfordernd eng saß, und dazu den Pulli aus Goldfäden mit dem lockeren, weich

fallenden Rollkragen. Ohne mir erst die Mühe zu machen, einen Büstenhalter anzuziehen, streifte ich die beiden Kleidungsstücke über und bewunderte mich im Spiegel. Ich schob die Ärmel über die Ellbogen hinauf und schlüpfte in die goldenen Ferragamo-Sandalen. Dann sauste ich zurück ins Hauptgebäude.

In der Whiskyflasche, die mich schon seit zwei Wochen begleitete, war gerade noch ein guter Schluck übrig. Ich füllte ein Glas mit Eiswürfeln und goß den Whisky darüber, indem ich die Flasche schüttelte, um auch den letzten Tropfen herauszubekommen. Dann zog ich mir einen bequemen Sessel aus der Empfangshalle neben das Radio, stellte den Apparat etwas lauter, steckte mir eine Zigarette an und nahm einen kräftigen Zug aus meinem Glas, bevor ich mich in den Sessel kuschelte.

Die Station WOKO versprach ihren Hörern vierzig Minuten Musik, und plötzlich sangen die Ink Spots Someone's Rocking my Dream Boat, und ich war wieder in einem Boot auf der Themse wie vor fünf Sommern, wir trieben an Kings Eyot vorbei, und in der Ferne tauchte Schloß Windsor auf. Derek ruderte, während ich den Plattenspieler bediente. Wir hatten nur zehn Platten, doch jedesmal, wenn ich die Langspielplatte der Ink Spots auflegte und nach einer Weile Dream Boat erklang, bat mich Derek unweigerlich: »Spiel es noch einmal, Viv.«

Jetzt füllten sich meine Augen mit Tränen - nicht wegen Derek, sondern aus Schmerz bei der Erinnerung an den Jungen und das Mädchen, den Sonnenschein, die erste Liebe mit ihren Liedern und Schnappschüssen, den Briefen, die »tausend Küsse« sandten. Es waren Tränen der Erinnerung an eine verlorene Kindheit. Ehe ich sie wegwischte, beschloß ich, mich eine Weile ganz ungehemmt meinen Erinnerungen hinzugeben.

Mein Name ist Vivienne Michel, und als ich im Dreamy Pines Motel saß und zurückdachte, war ich dreiundzwanzig Jahre alt. Ich bin einsfüfundsechzig groß und war immer der Meinung, ich hätte eine gute Figur, bis die englischen Mädchen im Astor House mich darauf aufmerksam machten, daß mein Hinterteil

zu ausgeprägt sei und daß ich einen engeren Büstenhalter tragen müsse. Meine Augen sind, wie schon erwähnt, blau, und mein Haar ist dunkelbraun. Meine hohen Backenknochen gefallen mir eigentlich, obwohl dieselben englischen Mädchen behaupteten, ich sähe deshalb »ausländisch« aus. Allerdings ist meine Nase zu klein, und mein Mund ist zu groß. Die Folge ist, daß er auf Männer sinnlich wirkt, auch wenn mir gar nicht so zumute ist. Ich bin lebhaft und leichtblütig veranlagt und schmeichle mir gern damit, daß meinem Wesen ein romantischer Zug ins Melancholische anhaftet. Doch ich bin so eigensinnig und selbständig, daß die Nonnen im Konvent sich ernsthafte Sorgen um mich machten. Ich bin Kanadierin und wurde ganz in der Nähe von Quebec geboren, in einem kleinen Ort namens Sainte Familie an der Nordküste der Ile d'Orleans, einer langgezogenen Insel, die wie ein riesiges Schiffswrack inmitten des Sankt-Lorenz-Stroms liegt. An und in diesem großen Fluß wuchs ich auf. Kein Wunder, daß ich in meiner Freizeit am liebsten schwimme oder angle oder zelte und daß ich eine Vorliebe für das ungebundene Leben im Freien habe. An meine Eltern kann ich mich nur schwach erinnern - ich weiß, daß ich meinen Vater abgöttisch liebte und mit meiner Mutter in ständigem Kampf lag -, denn sie kamen beide bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Ich war damals acht. Das Gericht ernannte meine verwitwete Tante, Florence Toussaint, zu meinem Vormund. Sie zog in unser kleines Haus und kümmerte sich um mich. Wir kamen ganz gut miteinander aus, und heute hänge ich mit fast kindlicher Liebe an ihr; doch sie war Protestantin, während ich im katholischen Glauben erzogen worden war. Ich wurde ein Opfer des religiösen Tauziehens, das stets der Fluch der von Priestern beherrschten Stadt Quebec gewesen ist, in der beide Glaubensrichtungen von einer beinahe gleichen Zahl von Anhängern vertreten sind. Die Katholiken siegten in der Schlacht um mein Seelenheil, und ich wurde bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr im Konvent der Ursulinerinnen erzogen.

Die Nonnen waren streng, und es wurde größter Wert auf Frömmigkeit gelegt. Die Folge war, daß ich in Religionsgeschichte und dunklen Glaubenslehren sehr bewandert war.

Doch nur zu gern hätte ich dieses Wissen hingegeben, um andere Dinge zu lernen, die mir nicht nur eine Eignung zur Nonne oder Krankenschwester mitgaben. Schließlich legte sich diese Atmosphäre so beengend auf mein Gemüt, daß ich darum bat, den Konvent verlassen zu dürfen. Meine Tante rettete mich vor den »Papisten«, und es wurde beschlossen, daß ich mit sechzehn nach England gehen sollte, um den »letzten Schriff« zu erhalten. Diese Entscheidung löste unter Verwandten und Bekannten Mißbilligung und Empörung aus. Die Ursulinerinnen bilden nicht nur den Kern der katholischen Tradition in Quebec, sondern meine Familie hatte dem innersten Bollwerk der kanadischen Gemeinde französischer Abstammung angehört. Die Tatsache, daß eine Michel mit den teuren Gepflogenheiten dieser beiden mächtigen Gruppen auf einmal brechen wollte, gab zu Verwirrung und Skandal Anlaß.

Die echten Söhne und Töchter Quebecs bilden eine Gesellschaft, man könnte fast sagen, eine Geheimgesellschaft, die wohl ebenso mächtig ist wie die kalvinistische Clique in Genf, und ihre Angehörigen nennen sich stolz »Canadiennes«. Tiefer, viel tiefer auf der Leiter des Ansehens folgten die »Canadiens«, die protestantischen Kanadier. Danach kommen »Les Anglais«. Diese Bezeichnung umfaßt alle Einwanderer aus Großbritannien. Und schließlich »Les Américains«, ein Ausdruck der Verachtung. Ich bin etwas ausführlicher auf diese Umstände eingegangen, um klarzumachen, daß die Abwendung einer Michel von dieser Stätte des wahren Glaubens als unverzeihliche Verfehlung betrachtet wurde, und weder die Wächter über mein Seelenheil noch die Einwohner meiner Heimatstadt machten einen Hehl daraus, daß sie mich als Abtrünnige betrachteten.

Meine Tante beruhigte mit Vernunft und gesundem Menschenverstand meine Erregung über den Beschluß des Scherbengerichts, mich aus der Gesellschaft auszustoßen - die meisten meiner Freunde durften auf elterliche Anordnung hin

nicht mehr mit mir verkehren -, dennoch betrat ich den Boden Englands mit einem Gefühl der Schuld und in dem Bewußtsein, »anders« zu sein. Hinzu kam noch die Tatsache, daß ich aus den Kolonien stammte, so daß ich begreiflicherweise seelisch recht gedrückt in das Pensionat für junge Damen eintrat.

Miss Threadgolds Astor House war, wie die meisten dieser durch und durch englischen Institutionen, in der Nähe von Sunningdale gelegen. Es war ein riesiges Gebäude im viktorianischen Stil, das loszuschlagen den Häusermakler bestimmt einige Mühe gekostet hatte. Das obere Stockwerk war in fünfundzwanzig Zweibettzimmer eingeteilt worden, die durch dünne Wände voneinander getrennt waren. Da ich »Ausländerin« war, steckte man mich zu einer anderen Ausländerin ins Zimmer, einer dunkelhäutigen libanesischen Millionenerbin mit üppigen Büscheln dunklen Haares in den Achselhöhlen und einer Leidenschaft für Schokoladenkaramellen und einen ägyptischen Filmstar namens Ben Said, dessen glänzendes Foto - glänzende Zähne, glänzender Schnurrbart, glänzende Augen - nur allzu bald nach meiner Ankunft von drei anderen Mädchen zerrissen und in der Toilette hinuntergespült wurde. Ich hatte allerdings nicht allzusehr unter der Gesellschaft der Libanesin zu leiden. Sie war so gräßlich übelriechend und in ihr Geld verliebt, daß die meisten anderen Mädchen Mitleid mit mir empfanden und sich Mühe gaben, nett zu mir zu sein. Doch es gab auch andere, die nichts für mich übrig hatten, und ich litt Qualen, wenn sie mich wegen meines Akzents, wegen meines völligen Mangels an savoir-faire und überhaupt wegen der Tatsache, daß ich Kanadierin war, verspotteten. Ich war, das erkenne ich jetzt, viel zu empfindlich und geriet zu rasch in Wut. Ich ließ mir die Hänseleien und herablassenden Bemerkungen einfach nicht gefallen, und als ich zwei der beharrlichsten Quälgeister meinen Ärger handgreiflich hatte fühlen lassen, taten sich die anderen eines Abends zusammen, drangen in mein Zimmer ein, pufften und kniffen mich und übergössen mich mit Wasser, bis ich in Tränen ausbrach und versprach, nicht mehr »wie ein Elefant auf den anderen herumzutrameln«.

Die Ferien entschädigten mich für alles. Ich freundete mich mit einer Schottin an, Susan Duff, die ebenso wie ich eine Vorliebe für Sport und Erholung im Freien hatte. Auch sie war ein Einzelkind, und ihre Eltern waren froh, daß sie sich an mich angeschlossen hatte. Im Sommer verbrachten wir die Ferien in Schottland, und im Winter und Frühjahr liefen wir Ski in der Schweiz, in Österreich oder Italien. Gemeinsam brachten wir die Schule hinter uns und feierten auch den Abschluß zusammen. Tante Florence rückte fünfhundert Pfund heraus, als Beitrag zu einem blöden Schlußball im Hyde-Park-Hotel, und von da an wurde ich weiterhin zu ähnlich blöden Tanzveranstaltungen eingeladen, wo ich junge Männer traf, die mir unhöflich und im Vergleich zu den jungen Kanadiern, die ich gekannt hatte, völlig unmännlich und unausgegoren erschienen. Aber vielleicht war mein Eindruck falsch, denn einer von den jungen Männern ritt im selben Jahr beim Grand National mit und schaffte das Rennen bis zum Ziel.

Und dann lernte ich Derek kennen.

Ich war inzwischen siebzehn, Susan und ich wohnten in einer winzigen Dreizimmerwohnung in der Old Church Street, einer Nebenstraße der King's Road. Es war Ende Juni, und die Ballsaison war fast vorbei. Deshalb beschlossen wir, die wenigen Leute, an denen uns tatsächlich etwas lag, zu einer Party einzuladen. Die Familie, die uns gegenüber wohnte, fuhr auf Urlaub ins Ausland und überließ uns ihre Wohnung für die Party. Susan und ich waren ziemlich pleite. Deshalb schickte ich ein Telegramm an Tante Florence und erhielt prompt hundert Pfund. Susan kratzte weitere fünfzig Pfund zusammen. Wir wollten etwa dreißig Leute einladen, rechneten jedoch damit, daß nicht mehr als zwanzig erscheinen würden. Wir besorgten achtzehn Flaschen Champagner - rosa, weil das aufregender klang -, eine Dose mit vier Kilo Kaviar, zwei billige Dosen Leberpastete und eine Menge mit Knoblauch gewürzter Gabelbissen aus Soho. Dann richteten wir eine Riesenladung belegter Brötchen an und stellten ein paar Teller mit Pralinen und süßem Gebäck auf. Diese Herrlichkeiten verteilten wir auf einer ausgehobenen, über einen Tisch gelegten Tür, über die

wir ein Tischtuch gebreitet hatten, so daß es wie ein kaltes Büfett wirkte. Die Party war ein voller Erfolg, sie war beinahe zu erfolgreich. Es kamen nämlich alle dreißig Eingeladenen, und einige brachten noch Freunde mit. Die Räume waren überfüllt. Viele mußten auf der Treppe sitzen, und ein Mann saß sogar auf dem Toilettenrand mit einem Mädchen auf den Knien. Der Lärm und die Hitze waren fast unerträglich. Vielleicht waren wir doch nicht so simple Dinger, wie wir geglaubt hatten. Na ja, schließlich geschah das, was wir am meisten gefürchtet hatten: Die Getränke reichten nicht. Ich stand vor dem Tisch, als so ein komischer Kauz die letzte Champagnerflasche auswand und dann mit erstickter Stimme rief: »Wasser, Wasser, sonst werden wir England nie wieder sehen!« Ich war ganz nervös und sagte verlegen: »Es ist leider nichts mehr da!«

Ein junger Mann, der hinter mir an der Wand stand, mischte sich ein. Er nahm meinen Ellbogen und zog mich aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. »Komm«, forderte er mich auf, »so eine Party können wir doch nicht auffliegen lassen. Wir holen etwas Trinkbares aus dem nächsten Gasthaus.« Wir kauften also noch zwei Flaschen Gin und ein paar Flaschen Mineralwasser. Er bestand darauf, für den Gin zu bezahlen. Er war ziemlich angetrunken, doch nicht auf unangenehme Art, und erzählte, daß er schon vorher auf einer Party gewesen sei. Er sagte mir, er heiße Derek Mallaby, doch ich hörte gar nicht richtig hin. Mir ging es nur darum, den Gin möglichst rasch hinaufzutragen.

Als wir die Treppe hinaufkamen, wurden wir mit Hochrufen begrüßt, doch die Party hatte inzwischen ihren Höhepunkt überschritten, und nach und nach verschwanden die Gäste, bis schließlich nur noch ein paar gute Freunde da waren und einige Typen, die sich noch nicht entschließen konnten, wo sie zu Abend essen sollten. Und dann kam Derek Mallaby, strich das Haar von meinem Ohr zurück und flüsterte ziemlich laut und heiser, ob ich mit ihm noch einen Bummel machen würde. Ich sagte ja, hauptsächlich, glaube ich, weil er groß war und mir vorher aus der Patsche geholfen hatte. Wir traten hinaus in den wannen Abend und ließen das Schlachtfeld der Party hinter

uns. Susan verschwand mit ihren Freunden, und wir nahmen uns in der King's Road ein Taxi. Derek fuhr mit mir quer durch London zu einem italienischen Restaurant in der Nähe der Tottenham Court Road. Wir aßen Spaghetti Bolognese und tranken eine Flasche Beaujolais dazu. Er erzählte mir, daß er nicht weit von Windsor entfernt wohne, daß er fast achtzehn sei, im letzten Schuljahr stehe und Cricket spiele. Er hatte einen Tag freibekommen, um nach London zu fahren und einen Rechtsanwalt aufzusuchen, da seine Tante gestorben war und ihm etwas Geld hinterlassen hatte. Den Tag hatte er mit seinen Eltern verbracht, die inzwischen nach Windsor zurückgekehrt waren. Eigentlich hätte er ins Theater und dann brav zu Bett gehen sollen, doch die Normans hätten ihn statt dessen zu unserer Party mitgenommen. Er fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm in den Klub 400 zu gehen.

Ich fand das natürlich ungeheuer aufregend. Der 400 ist das beste Nachtklokal in London, und ich war über die Kellerbars in Chelsea niemals hinausgekommen.

Im 400 schien man ihn zu kennen. Es war angenehm schummrig, und er bestellte Gin und Sodawasser.

Die Musik von Maurice Smarts Kapelle war weich und zärtlich, und als wir tanzten, verstanden wir uns sofort, und es machte mir wirklich Spaß. Mir fiel zum erstenmal auf, daß er gute Hände hatte und einem nicht nur ins Gesicht lächelte, sondern direkt in die Augen.

Wir blieben bis vier Uhr morgens im Klub, und als wir auf die Straße traten, mußte ich mich an ihm festhalten. Er winkte einem Taxi, und es schien ganz natürlich, daß er mich in die Arme nahm. Als er mich küßte, küßte ich ihn wieder. Als ich zweimal seine Hand von meiner Brust geschoben hatte, schien es mir beim drittenmal übertrieben prüde, die Berührung nicht zu dulden, doch als die Hand weiter hinunterglitt und meinen Rock hochstreifen wollte, widersetzte ich mich. Und als er meine Hand nahm und sie zu sich hinüberziehen wollte, duldete ich das nicht, obwohl mein ganzer Körper sich danach sehnte, diese Dinge zu tun. Doch dann waren wir, Gott sei Dank, vor meiner Wohnung. Er stieg aus und brachte mich zur Tür. Wir

versprochen, daß wir uns wiedersehen würden. Als wir uns zum Abschied küßten, glitt seine Hand meinen Rücken entlang. Als sein Taxi davonfuhr, spürte ich noch immer den Druck seiner Hand, und ich rannte in mein Zimmer und starrte in den Spiegel. Meine Augen und mein Gesicht strahlten, als sei in mir eine Flamme angefacht worden, und obwohl wahrscheinlich dieses Strahlen zum größten Teil vom Gin herrührte, dachte ich, mein Gott, ich habe mich verliebt.

3

Man braucht lange, um diese Dinge niederzuschreiben, und doch dauert die Erinnerung daran nur ein paar Minuten. Als ich aus meiner Träumerei erwachte, brachte der Sender WOKO noch immer Musik. Die Eiswürfel in meinem Glas waren geschmolzen. Ich stand auf und warf noch ein paar hinein. Dann kuschelte ich mich wieder in den Sessel und trank einen vorsichtigen kleinen Schluck, um den Whisky noch länger genießen zu können. Ich steckte mir eine neue Zigarette an, und sogleich war ich wieder in jenen endlosen Sommer zurückversetzt.

Dereks letztes Schuljahr ging zu Ende. Er hatte mir vier Briefe gesandt, und ich ihm ebenso viele. Sein erster hatte mit »Liebste« begonnen und mit »alles Liebe und tausend Küsse« geschlossen. Ich hatte darauf mit »Lieber« und »in Liebe« geantwortet. In seinen Briefen berichtete er in erster Linie über seine Erfolge beim Krieket, und ich erzählte ihm von Partys, Kino und vom Theater. Er hatte vor, den Sommer zu Hause zu verbringen und war ganz aus dem Häuschen über einen gebrauchten MG, den seine Eltern ihm schenken wollten. Er fragte, ob ich eine Spritztour mit ihm machen würde. Susan war überrascht, als ich erklärte, daß ich nicht nach Schottland fahren würde, sondern zunächst in der Wohnung bleiben wollte. Ich hatte ihr die Wahrheit über Derek nicht verraten, und da ich immer früher aufstand als sie, wußte sie nichts von seinen Briefen. Es sah mir gar nicht ähnlich, so geheimnistuerisch zu sein, doch ich wachte über meine Liebe wie über einen verborgenen Schatz und glaubte, es könnte Unglück bringen,

auch nur darüber zu sprechen. Er war so anziehend und überlegen, daß in meiner Vorstellung eine ganze Reihe gezielter junger Mädchen aus der ersten Gesellschaft mit hochtrabenden Titeln nur darauf wartete, daß er den Finger krümmte.

Deshalb sagte ich einfach, ich wollte mich nach einer Stellung umsehen und würde vielleicht später nachkommen. Susan reiste also ab, und kurz darauf kam ein neuer Brief von Derek, in dem er mich bat, am folgenden Samstag mit dem Zug zu kommen.

Und so begannen unsere regelmäßigen und süßen Zusammenkünfte. Am ersten Tag erwartete er mich auf dem Bahnsteig. Wir waren beide etwas verlegen, doch er war so begeistert von seinem Auto, daß er mich eilig hinausführte, um es mir zu zeigen. Es war prachtvoll - schwarz, mit roten Lederpolstern, roten Speichenrädern und Sonderzubehör, wie beispielsweise einem Gurt um die Motorhaube und dem Abzeichen des Britischen Autosportvereins. Wir stiegen ein, und ich band mir Dereks seidenes Taschentuch ums Haar. An diesem Tag fuhren wir bis nach Bray, weil er mit seinem Wagen prahlen wollte. Dort besuchte er mit mir ein sehr schickes Restaurant, das Hotel de Paris. Wir aßen geräucherten Lachs, dann Brathuhn und Eis. Danach mietete er vom Bootsverleih nebenan ein Boot mit Außenbordmotor, und wir tuckerten gemächlich den Fluß hinauf, unter der Maidenhead Brücke hindurch und entdeckten einen stillen kleinen Kanal, wo Derek das Boot unter den überhängenden Zweigen der Bäume auf das Ufer auflaufen ließ. Er hatte ein Koffergrammophon mitgebracht, und ich kroch zu dem Ende des Bootes, wo er saß. Seite an Seite lagen wir nebeneinander, lauschten den Platten und beobachteten einen kleinen Vogel, der im Gewirr der Zweige über uns herumhüpfte. Es war ein wunderschöner stiller Nachmittag. Wir küßten uns, doch weiter ging es nicht, und ich war beruhigt, daß Derek doch nicht zu glauben schien, ich sei leicht zu haben. Später überfielen uns die Mücken, und wir brachten beinahe das Boot zum Kentern, als wir versuchten, rückwärts wieder ins offene Wasser zu gelangen. Doch dann

trieben wir mit der Strömung rasch den Fluß hinunter. Wir begegneten einer ganzen Reihe anderer Boote mit Paaren und Familien, doch ich war überzeugt, daß wir am glücklichsten und am vergnügtesten von allen aussahen. Wir fuhren zurück bis nach Eton, bestellten Rührei und Kaffee in einem kleinen Restaurant, das Derek gut kannte, und dann schlug er vor, ins Kino zu gehen.

Das Royalty-Kino lag in der Farquhar Street, einer jener kleinen Gassen, die vom Schloß zur Straße nach Ascot führen. Es war ein schäbig aussehendes Kino, in dem zwei Wild-West-Filme liefen, ein Trickfilm und die sogenannte Wochenschau, die sich mit dem befaßte, was die Königin im vergangenen Monat getan hatte. Mir wurde klar, weshalb Derek es gewählt hatte, als er zwölf Schilling für die Loge bezahlte. Rechts und links vom Vorführraum befand sich je eine Loge, ein dunkler viereckiger Kasten mit zwei Stühlen. Sobald wir sie betreten hatten, zog Derek seinen Stuhl ganz nahe an den meinen und begann, mich zu küssen und zu betasten. O Gott, dachte ich zuerst, bringt er hierher seine Mädchen? Doch nach einer Weile schmolz mein innerer Widerstand dahin. Seine Hände erforschten meinen Körper.

Er küßte mich sanft und flüsterte, er liebe mich und ich sei das wunderbarste Mädchen der Welt. Doch ich richtete mich auf, rückte von ihm ab und rupfte mir die Augen. Ich versuchte, dem Film zu folgen, und dachte, daß ich meine Unberührtheit verloren hatte, oder jedenfalls eine Art der Unberührtheit, und daß er mich nicht mehr achten würde. Doch dann kam die Pause, und er kaufte mir Eis und legte seinen Arm auf die Stuhllehne hinter mir, flüsterte, dies sei der schönste Tag seines Lebens, und wir müßten diesen Tag immer wieder von neuem erleben. Ich hielt mir vor, daß ich albern sei. Was wir getan hatten, war ganz harmlos. Eigentlich war ja alles ganz wunderbar gewesen. Außerdem schmusten junge Männer gern, und wenn ich nicht mitmachte, würde Derek sich ein anderes Mädchen suchen. Als darum die Lichter ausgingen, und seine Hände sich wieder nach mir ausstreckten, schien es natürlich, daß sie meine Brüste berührten. Dann streifte sein keuchender

Atem meinen Hals und er sagte: »Oh, Baby!« mit einem tiefen, zitternden Seufzen. Ich spürte einen Stich der Erregung darüber, daß ich ihm das gleiche Glücksgefühl gegeben hatte wie er mir, und jetzt war es, als sei eine Schranke zwischen uns gefallen. Ein mütterliches Gefühl wallte in mir auf, und ich küßte ihn. Er fuhr mich zurück zum Bahnhof, weil ich den letzten Zug nach London erreichen mußte, und wir verabredeten uns für den nächsten Samstag um die gleiche Zeit.

Es geschah immer das gleiche. Nur zum Mittagessen und zum Tee gingen wir in verschiedene Lokale. Sonst war es der Fluß, der Plattenspieler, die kleine Loge im Kino. Doch jetzt war noch die körperliche Erregung hinzugekommen, und immer, im Boot, im Auto, im Kino, berührten unsere Hände den Körper des anderen, mit größerem Genuß und Verständnis, je länger sich jener endlose Sommer dehnte. In meiner Erinnerung an jene Tage scheint immer die Sonne, und die Weiden hängen über dem Wasser, das ebenso klar und blau ist wie der Himmel. Schwäne schaukeln im Schatten der Pappeln, und Schwalben schießen steil aus dem Himmel herab und fliegen tief über das Wasser. Dann kam der letzte Samstag im September und, wenn wir auch bis dahin die Wahrheit nicht aussprechen wollten, ein neues Blatt mußte aufgeschlagen werden. Am Montag würde Susan zurückkehren, ich hatte Aussicht auf eine Stellung, und Derek mußte nach Oxford. Wir machten uns vor, daß alles beim alten bleiben würde. Ich würde Susan alles erklären, ab und zu würde ich über das Wochenende nach Oxford fahren, und ab und zu würde Derek mich in London besuchen. Wir sprachen nicht über unsere Liebe. Es war klar, daß sich nichts ändern würde. Vielleicht erschien es mir etwas seltsam, daß Derek während der Woche niemals Zeit für mich hatte, doch er spielte viel Cricket und Tennis und hatte ganze Schwärme von Freunden, die, wie er sagte, alle entsetzlich langweilig waren. Ich hatte nicht das Bedürfnis, in diesem Teil seines Lebens eine Rolle zu spielen, zumindest vorläufig nicht. Ich war glücklich, ihn einen Tag in der Woche ganz für mich allein haben zu können. Ich wollte ihn nicht mit einer Menge anderer Leute teilen, die mich sowieso verschüchtern würden.

Wir ließen also alles ziemlich in der Luft hängen, und ich dachte nicht weiter als bis zum nächsten Samstag.

An diesem Tag war Derek besonders liebevoll, und am Abend führte er mich ins Bridge-Hotel. Er bestand darauf, daß wir zum Essen Champagner bestellen sollten. Als wir schließlich in unser kleines Kino kamen, waren wir beide nicht mehr ganz nüchtern. Ich war froh, denn das ließ mich vergessen, daß mit dem nächsten Tag ein neues Kapitel begann und wir mit all unseren liebgewordenen Gewohnheiten würden brechen müssen. Doch als wir in unserer Loge saßen, war Derek trübe gestimmt. Er nahm mich nicht wie sonst in seine Arme, sondern saß ein Stück von mir entfernt, rauchte und verfolgte die Geschehnisse auf der Leinwand. Ich rückte näher an ihn heran und nahm seine Hand, doch er saß unbeweglich und starrte vor sich hin. Ich fragte ihn, was los sei. Nach einer kleinen Pause sagte er trotzig: »Ich will mit dir schlafen. Ich meine, richtig.«

Ich war entsetzt. Es kam von dem rauhen Ton, den er angeschlagen hatte. Wir hatten natürlich darüber gesprochen, doch zwischen uns hatte eine Art stillschweigender Vereinbarung bestanden, daß das später kommen würde. Jetzt setzte ich seinem Verlangen die gleichen alten Argumente entgegen, doch ich war nervös und bestürzt. Warum mußte er unseren letzten Abend verderben? Er widersprach mir, ich sei ein prüdes Geschöpf. Schließlich seien wir doch Liebende, warum sollten wir uns dann nicht auch so benehmen? Zitternd dachte ich darüber nach. Vielleicht lag darin etwas Wahres. Es wäre eine Art Besiegelung unserer Liebe. Doch ich hatte Angst. Seine Liebkosungen waren so mechanisch und zielstrebig, daß ich fast geweint hätte. Und dann stürzte die Welt ein.

Plötzlich strömte ein breiter Strahl gelben Lichts herein, und eine erboste Stimme zischte von hinten über mir: »Was, zum Teufel, macht ihr da in meinem Kino! Steht sofort auf.« Ich weiß nicht, wieso ich nicht in Ohnmacht gefallen bin. Derek stand schon. Sein Gesicht war weiß wie die Wand. Ich richtete mich auf, stieß an die Wand der Loge. Dann stand ich stocksteif da, wartete darauf, getötet zu werden. Die dunkel umrissene Gestalt unter der Tür deutete auf meine Handtasche auf dem

Boden. »Hebt das auf!« Ich bückte mich rasch. »Und jetzt, 'raus!« Er stand noch immer da, versperrte fast die Tür, während wir an ihm vorbeistolperten, kleinlaut, mit gesenkten Köpfen.

Der Direktor schlug die Tür der Loge zu und rannte rasch an uns vorbei, wahrscheinlich weil er dachte, wir würden davonlaufen. Zwei oder drei Zuschauer hatten sich von den hinteren Reihen ins Vestibül begeben. Die Kassiererin war aus ihrer Loge hervorgetreten, und ein paar Leute, die draußen die Schaukästen angesehen hatten, blickten herein. Der Direktor war ein untersetzter dunkelhaariger Mann in einem engen Anzug und mit einer Blume im Knopfloch. Sein Gesicht war rot angelaufen vor Wut, als er uns musterte. »Dreckige kleine Schweine!« Er wandte sich mir zu. »Und dich habe ich schon früher hier gesehen. Nichts Besseres als ein gemeines Straßenmädchen. Ich habe verdammt gute Lust, die Polizei zu holen. Unzüchtiges Benehmen und Hausfriedensbruch.« Die Worte kamen wie geschmiert aus seinem Mund. Schon häufig mußte er in seinem dunklen häßlichen Kino mit ihnen gedroht haben.

Er wies auf die Straße hinaus. Furchtsam schlichen wir an ihm vorbei. Er folgte uns, noch immer den Arm ausgestreckt. »Und untersteht euch ja nicht, euch jemals wieder hier blicken zu lassen! Ich kenne euch beide. Wenn ihr nochmal hier aufkreuzt, hole ich die Polizei!«

Die schadenfrohen Blicke der wenigen Zuschauer folgten uns. Ich nahm Dereks Arm. Warum nahm er eigentlich nicht den meinen? Wir traten aus dem Schein der gräßlichen hellen Lampen und wandten uns hügelabwärts, so daß wir schneller gehen konnten. Wir blieben erst stehen, als wir zu einer Seitenstraße kamen. Dort bogen wir dann ein und wanderten langsam wieder hügelaufwärts zu der Stelle, wo der MG stand. Derek sprach kein Wort. Erst als wir in die Nähe des Wagens kamen, öffnete er den Mund.

»Wir müssen vermeiden, daß er sich die Wagennummer notiert«, erklärte er sachlich. »Ich gehe jetzt das Auto holen,

Warte du gegenüber von Füller am Windsor Hill auf mich. In zehn Minuten bin ich wieder da.«

Ich blickte ihm nach, der hochgewachsenen Gestalt, die ihre aufrechte und stolze Haltung wiedergefunden hatte. Dann drehte ich mich um und ging zurück zu einer Gasse, die parallel zur Farquhar Street zum Schloß hinaufführte. Unter einer Straßenlaterne blieb ich stehen und zog meinen Spiegel heraus. Ich sah grauenhaft aus. Mein Gesicht war so weiß, daß es grünlich wirkte. Ich schauderte. »Dreckige kleine Schweine!« Wie recht der Mann hatte. Irgend jemand würde sich bestimmt an die Nummer von Dereks Wagen entsinnen, ein kleiner Junge, der Autonummern sammelte. Irgendein neugieriger Schnüffler befand sich immer am Schauplatz des Verbrechens. Verbrechen? Ja, natürlich war es eines, das schlimmste im puritanischen England.

Automatisch hatte ich mein Haar und mein Aussehen etwas in Ordnung gebracht. Ich warf einen letzten Blick in den Spiegel. Dann eilte ich die Straße hinauf und bog ab, lief, eng an die Mauer gepreßt, den Windsor Hill hinunter, in der Angst, daß die Menschen stehen bleiben und mit den Fingern auf mich zeigen würden. »Da läuft sie, das dreckige kleine Schwein!«

4

Meine Qualen waren an jenem Sommerabend noch nicht beendet. Gegenüber von Füller stand ein Polizist bei Dereks Wagen und redete auf ihn ein. Derek drehte sich um und sah mich. »Da ist sie, Herr Wachtmeister. Ich sagte ja, sie würde jeden Augenblick wieder da sein. Sie mußte - äh - ihre Nase pudern. Nicht wahr, mein Schatz?«

Ein neuer Schreck! Neue Lügen! Atemlos sagte ich ja und stieg in den Wagen. Der Polizist grinste mich verständnisinnig an und sagte zu Derek: »Na schön, junger Mann. Aber vergessen Sie nächstesmal nicht, daß am Berg Parken verboten ist. Selbst in einem Notfall wie diesem.« Derek dankte dem Polizisten, zwinkerte ihm zu, als hätten sie sich soeben einen unanständigen Witz erzählt, und endlich fuhren wir ab. Derek

hüllte sich in Schweigen, bis wir am Fuß des Hügels nach rechts abbogen. Ich dachte, er würde mich zum Bahnhof bringen, doch er fuhr weiter die Straße nach Datchet entlang.

»Puh!« Er seufzte erleichtert auf. »Das ist noch einmal gut gegangen. Ich dachte schon, es hätte uns erwischt. Wenn ich mir vorstelle, daß meine Eltern morgen in der Zeitung einen Bericht über uns lesen ... Reizend! Und Oxford! Ich wäre abgemeldet gewesen.« »Es war grauenhaft!«

In meiner Stimme lag so viel Entsetzen, daß er mich von der Seite anblickte.

»Na ja, der Pfad der wahren Liebe und so weiter.« Seine Stimme klang unbefangen. Er hatte sich schon wieder erholt. Wann würde ich es überwunden haben? »Eigentlich verdammt Pech«, fuhr er leichthin fort. »Gerade, als wir so weit waren.« Er legte Eindringlichkeit in seine Stimme, um mich, mitzureißen. »Ich sag' dir was! Dein Zug geht erst in einer Stunde. Gehen wir doch ein bißchen am Fluß spazieren. Der Weg ist bei den Liebespärcchen von Windsor sehr beliebt. Völlig einsam. Wäre doch schade, das alles ungenutzt zu lassen.«

Ich war entsetzt. »Derek, nein!« erwiderte ich beschwörend. »Ich kann nicht. Ich kann einfach nicht. Du hast ja keine Ahnung, wie scheußlich mir nach dem, was vorgefallen ist, zumute ist.«

Er streifte mich mit einem flüchtigen Blick. »Wieso scheußlich? Ist dir übel, oder was?«

»Nein, das meine ich nicht. Es - es war nur alles so gräßlich. So beschämend.«

»Ach so!« Verachtung schwang in seiner Stimme. »Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen, oder nicht? Komm, sei kein Spielverderber.«

Da war es wieder. Doch ich hatte den Wunsch, getröstet zu werden, seine Arme um meinen Körper zu spüren, sicher zu sein, daß er mich noch liebte, obwohl alles für ihn so verpfuscht worden war. Trotzdem begann ich innerlich zu zittern bei dem Gedanken, noch einmal alles von vorn durchmachen zu

müssen. Ich umfaßte meine Knie mit den Händen und sagte:
»Na ja ... «

»So mag ich mein kleines Mädchen!«

Wir fuhren über die Brücke, und Derek steuerte den Wagen an den Straßenrand. Er half mir über ein Gatter auf ein Feld, legte seinen Arm um mich und führte mich einen schmalen Ziehweg entlang, am Hausbooten vorbei, die im Schutz der Trauerweiden verankert lagen. »So eines müßten wir haben«, meinte er. »Sollen wir einfach in eines einbrechen? Mit einem schönen Doppelbett und sicherlich etwas Trinkbarem im Schrank.«

»Nein, Derek, um Himmels willen! Wir haben schon genug Ärger gehabt.«

Derek lacht. »Vielleicht hast du recht. Das Gras ist ja genau so weich. Bist du nicht aufgeregt? Du wirst sehen; es ist wunderbar. Dann sind wir wirklich Liebende.« »O ja, Derek. Aber du wirst doch zärtlich zu mir sein, nicht wahr? Es ist das erstemal, und ich mache sicher alles falsch.« Derek preßte mich an sich. »Keine Angst. Ich zeig's dir schon.«

Ich fühlte mich wohler, stärker. Es war wunderschön, mit ihm im Mondlicht durch das Gras zu wandern. Doch vor uns erhob sich eine Baumgruppe, und ich blickte scheu und voller Angst dorthin. Ich wußte, daß es dort geschehen würde. Ich mußte es ihm leicht machen und schön. Jetzt durfte ich nicht albern sein und zu weinen anfangen.

Der Pfad führte zwischen den Bäumen und Sträuchern hindurch. Derek blickte sich um. »Dort«, sagte er. »Ich gehe voraus. Senk den Kopf.«

Wir krochen unter den Zweigen hindurch und gelangten zu einer kleinen Lichtung. Andere Leute waren schon vor uns dagewesen. Ich sah eine Zigarettenschachtel, eine Coca-Cola-Flasche. Das Gras war niedergetreten.

Derek war voller Hast und Ungeduld. Er legte sein Jackett auf den Boden und begann sogleich, beinahe fieberhaft, seine wilden Liebkosungen. Ich wollte schmelzen unter seinen Händen, doch mein Körper war steif vor seelischer

Anspannung, verkrampft und steinern. Ich wünschte mir, er möge etwas sagen, etwas Nettes, Liebevolles, doch er hatte nur sein Ziel im Auge, mißhandelte mich fast in seiner Brutalität, behandelte mich wie eine große, ungelenke Puppe. Tränen quollen aus meinen Augen. O Gott, was geschah nur mit mir? Lange lagen wir so da. Ich sah, wie das Mondlicht durch die Zweige schimmerte, und versuchte, meine Tränen einzudämmen. Ich war jetzt sein, ganz sein, und er war mein. Jetzt würde ich nie wieder allein sein. Wir waren zu zweit. Derek küßte mich auf die Wange und stand auf. Er streckte mir beide Arme entgegen und half mir auf die Beine. Er blickte mir ins Gesicht, und ich entdeckte eine Spur von Verlegenheit in seinem Lächeln.

Er bückte sich, um sein Jackett aufzuheben. Dann blickte er auf seine Uhr. »Oh! Wir haben nur noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Zug.«

Wir krochen zurück auf den Pfad, und während wir zurückgingen, fuhr ich mir mit dem Kamm durch das Haar und glättete meinen Rock. Derek schritt schweigend neben mir her. Sein Gesicht im Mondschein war verschlossen, und als ich meinen Arm durch den seinen schob, drückte er ihn nicht. Ich sehnte mich nach Zärtlichkeit, wünschte, er spräche von unserem nächsten Zusammentreffen, doch es entging mir nicht, daß er plötzlich in sich gekehrt war. Ich machte mir Vorwürfe. Es war nicht gut genug gewesen. Und ich hatte geweint. Ich hatte alles verdorben.

Wir gelangten zum Auto und fuhren stumm zum Bahnhof. Am Eingang hielt ich ihn an. Unter dem gelben Licht war sein Gesicht hager und gespannt, und seine Augen richteten sich nur zögernd auf mich. »Du brauchst nicht bis zum Zug mitzukommen«, sagte ich. »Ich finde meinen Weg schon. Wie ist es mit nächstem Samstag? Ich könnte nach Oxford kommen. Oder möchtest du lieber warten, bis du dich etwas eingelebt hast?« »Das dumme ist, Viv«, erwiderte er, »daß in Oxford alles anders wird. Ich muß erst einmal abwarten. Ich schreibe dir.« Ich versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Dies alles war so anders als sonst, wenn wir Abschied nahmen. »Ja,

natürlich, Aber schreibe mir bald, Darling. Ich möchte wissen, wie es dir gefällt.« Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf den Mund. Seine Lippen erwiderten meinen Kuß kaum. Er nickte. »Also, bis bald, Viv.« Mit einem schiefen Lächeln drehte er sich um.

Zwei Wochen später bekam ich den Brief. Ich hatte zweimal geschrieben, doch keine Antwort erhalten. In meiner Verzweiflung hatte ich sogar telefoniert, doch der Mann am anderen Ende hatte mir ausgerichtet, daß Mr. Mallaby nicht zu Hause sei. Der Brief begann: »Liebe Viv, es fällt mir schwer, diesen Brief zu schreiben.« Als ich so weit gekommen war, ging ich in mein Zimmer, sperrte die Tür ab, setzte mich aufs Bett und nahm meinen ganzen Mut zusammen. In dem Brief hieß es weiter, daß es ein wunderbarer Sommer gewesen sei und er mich niemals vergessen würde. Doch jetzt habe sich sein Leben verändert, er habe in Zukunft viel zu arbeiten und für »Mädchen« sei da nicht viel Platz. Er habe seinen Eltern von mir erzählt, doch sie mißbilligten unsere »Liebe«. Sie waren der Meinung, es sei nicht fair, mit einem Mädchen eine Bindung zu unterhalten, wenn man nicht die Absicht habe, es zu heiraten. »Sie sind so schrecklich englisch und haben lächerliche Vorstellungen von >Ausländern<, obwohl ich Dich, weiß Gott als Engländerin betrachte und Deinen Akzent bezaubernd finde.« Sie bestanden darauf, daß er sich mit der Tochter eines Nachbarn verheiraten solle. »Ich habe Dir nie davon erzählt, und das war wohl recht ungezogen von mir, doch die Tatsache bleibt bestehen, daß wir so gut wie verlobt sind. Wir beide haben eine so herrliche Zeit miteinander verbracht, und Du warst eine so gute Freundin und Kameradin, daß ich nicht alles verderben wollte. In Liebe und glücklicher Erinnerung, Derek.«

Zehn Minuten genügten, um mir das Herz zu brechen, und ich brauchte sechs Monate, um es wieder zusammenzuflicken. Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen. Ich erzählte nicht einmal Susan davon. So, wie ich die Sache sah, hatte ich mich vom ersten Abend an wie ein Flittchen benommen und war dementsprechend behandelt worden. In dieser beschränkten englischen Welt war ich eine Kanadierin, eine Ausländerin also,

eine Außenseiterin - Freiwild. Die Tatsache, daß ich das nicht von vornherein erkannt hatte, stempelte mich nur zur Närrin. Jetzt war es an der Zeit, aus Schaden klug zu werden, sonst würde man mir immer wieder weh tun. Doch unter dieser klaren Erkenntnis litt ich und trauerte ich, und eine Zeitlang weinte ich mich abends in den Schlaf und fiel vor meiner Heiligen Mutter, die ich verlassen hatte, auf die Knie, um sie anzuflehen, mir Derek zurückzugeben. Doch das tat sie natürlich nicht, und mein Stolz verbot mir, mich an ihn zu hängen oder noch einmal zu schreiben. Der lange Sommer war zu Ende. Alles, was blieb, war die Erinnerung an ein paar Lieder und an den Alptraum in dem Kino in Windsor, der mich, das wußte ich, mein Leben lang verfolgen würde.

Ich hatte Glück. Die Stellung, die ich mir erhofft hatte, wurde mir angeboten. Ich bekam sie durch den Bekannten eines Freundes beim Chelsea Clarion, einem glorifizierten Gemeinde-Anzeiger, der kleine Annoncen brachte und sich als eine Art Vermittlungsblatt bei den Leuten einen Namen gemacht hatte, die im Südwesten von London Wohnungen, Zimmer oder Angestellte suchten. Dem Blatt war ein redaktioneller Teil angegliedert, der sich ausschließlich mit den Problemen befaßte, die den Stadtteil angingen, den häßlichen neuen Straßenlampen, dem Einsatz zu weniger Busse der Linie 11, dem Diebstahl von Milchflaschen - Dinge also, die die Hausfrauen und Familien dieser Gegend betrafen. Dazu kam eine ganze Seite Klatsch aus der Umgebung, die jeder las und deren Verfasser auf unerfindliche Weise bis jetzt Anzeigen wegen Verleumdung entgangen war. Der redaktionelle Teil enthielt stets einen gepfefferten politischen Leitartikel, der genau den politischen Anschauungen der Umgebung angepaßt war. Die Zeitung wurde sehr geschickt von einem Mann namens Harding gestaltet, der das Beste aus den altmodischen Typen machte, die uns unsere armselige Druckerei in Pimlico bieten konnte. Ja, es war wirklich eine nette kleine Zeitung, und das Personal war so begeistert, daß es mit einem Hungerlohn zufrieden war und manchmal, wenn das Anzeigengeschäft nicht blühte, sogar umsonst arbeitete. Ich erhielt fünf Pfund in der Woche, dazu

fünfundzwanzig Prozent Provision für alle Annoncen, die auf mein Betreiben hin aufgegeben wurden. Ich stopfte also mein zerrissenes Herz irgendwo hinter die Rippen und beschloß, zunächst einmal ohne auszukommen. Ich wollte mich nur auf meinen Verstand und meine Durchschlagskraft verlassen, um diesen verdammten Engländern zu zeigen, daß ich mir in ihrem Land wenigstens meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Am Tag ging ich also zur Arbeit und nachts weinte ich und wurde das unermüdlichste Arbeitstier bei der Zeitung. Ich kochte Tee für das ganze Personal, ging zu den Beerdigungen und stellte vollständige und richtige Listen der Trauergäste auf, schrieb spitze Beiträge für die Klatschspalte und überprüfte sogar das Kreuzworträtsel, bevor es in Druck ging. Und in meiner Freizeit machte ich Jagd auf Annoncen, zog selbst den abgebrühtesten Geschäftsleuten Anzeigen aus der Nase und holte mir meine fünfundzwanzig Prozent bei der unwirschen alten Schottin ab, die die Bücher führte. Bald schon verdiente ich recht gut - zwölf bis zwanzig Pfund in der Woche - und der Herausgeber hielt es schließlich für klüger, mir ein Fixum von fünfzehn Pfund in der Woche zu gewähren. Ich bekam ein kleines Büro neben dem seinen und wurde seine Redaktionsassistentin. Diese Stellung brachte offenbar das Privileg mit sich, mit ihm schlafen zu dürfen. Doch als er mich zum erstenmal ins Hinterteil kniff, erklärte ich ihm, ich sei mit einem Mann in Kanada verlobt, und blickte ihn dabei so wütend an, daß er mich von da an in Ruhe ließ. Ich mochte ihn gern und wir kamen gut miteinander aus. Sein Name war Len Holbrook. Er war früher Reporter bei einer Zeitung von Beaverbrook gewesen, doch als er etwas Geld geerbt hatte, war er zu dem Entschluß gekommen, sich selbständig zu machen. Er stammte aus Wales und war, wie die meisten seiner Landsleute, ein Idealist. Er sah zwar ein, daß er die Welt nicht ändern konnte, hatte jedoch beschlossen, in Chelsea einen Anfang zu machen, und deshalb den heruntergekommenen Clarion gekauft. Er hatte im Stadtrat und in der für Chelsea zuständigen Organisation der La-bour Party Verbindungsmänner und begann gleich mit einem Blitzstart. Er enthüllte, daß der Bauunternehmer, der den Auftrag für die

Errichtung eines Wohnblocks erhalten hatte, sich nicht an das Leistungsverzeichnis hielt und nicht genügend Stahl in den Beton einbaute. Die großen Zeitungen übernahmen den Artikel, allerdings nur mit spitzen Fingern, weil die Sache nach übler Nachrede roch, doch das Schicksal wollte es, daß in der Fassade der Bauten Sprünge auftraten. Es folgte eine Ermittlung, der Bauunternehmer verlor den Auftrag und seinen Gewerbeschein, und der Clarion erkor ein Bild von Sankt Georgs Kampf mit dem Drachen zu seinem Symbol. Es folgten andere Kampagnen, und plötzlich lasen die Leute die kleine Zeitung, neue Seiten kamen hinzu, bald erreichte sie eine Auflage von vierzigtausend, und die großen Blätter klauten regelmäßig die Berichte und revanchierten sich dafür ab und zu mit einem Tip.

Ich lebte mich in meiner neuen Stellung als Assistentin des Redakteurs ein, bekam mehr zu schreiben und mußte weniger herumlaufen, und nachdem ich ein Jahr mitgearbeitet hatte, wurde mir die Ehre zuteil, eine eigene kleine Spalte zu bekommen, und »Vivienne Michel« wurde in der Öffentlichkeit bekannt. Mein Gehalt stieg auf zweiundzwanzig Pfund. Len fand, ich mache meine Sache gut, es freute ihn, daß ich die Leute zu nehmen wußte, und er lehrte mich eine Menge über die Kunst des Schreibens: Wie man den Leser mit kleinen Tricks schon mit der Einleitung fesseln konnte, daß man kurze Sätze machen sollte, und vor allem, daß man über Menschen schreiben sollte. Das hatte er beim Express gelernt, und er bläute es mir unermüdlich ein. Er hatte zum Beispiel die Omnibuslinien 11 und 22 aufs Korn genommen und nörgelte dauernd an ihnen herum. Einer meiner vielen Berichte über dieses Thema begann folgendermaßen: »Die Schaffner der Linie 11 beschwerten sich, daß ihr Fahrplan während der Stoßzeiten zu knapp berechnet ist.« Len strich das sofort durch. »Leute, Leute, Leute! Sie müssen das so formulieren: Frank Donaldson, ein aufgeweckter junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, hat eine Frau, Gracie, und zwei Kinder, Bill, sechs, und Emily, fünf. Und er hat einen Kummer. >Seit den Sommerferien habe ich abends meine Kinder nicht mehr zu

Gesicht bekommen<, erzählte er mir in dem sauberen kleinen Wohnzimmer im Haus in der Bolton Lane 36. >Wenn ich nach Hause komme, sind sie schon im Bett. Sehen Sie, ich bin Schaffner bei der Linie 11, und seit der neue Fahrplan in Kraft getreten ist, sind wir regelmäßig eine Stunde zu spät dran.<« Len hielt inne. »Verstehen Sie, was ich meine? Menschen arbeiten in diesen Bussen. Sie sind interessanter als die Busse. Jetzt ziehen Sie los, spüren einen Frank Donaldson auf und bringen ein bißchen Leben in Ihre Geschichte.« Billig, dachte ich, Bauernfängerei, aber so ist nun mal der Journalismus.

Ich blieb noch zwei Jahre beim Clarion, bis ich einundzwanzig geworden war. Ich bekam Angebote von den großen Zeitungen, dem Daily Express und der Daily Mail, und es schien mir an der Zeit, S. W. 3 den Rücken zu kehren und in die Welt hinauszugehen. Ich lebte noch immer mit Susan zusammen. Sie hatte eine Stellung beim Außenministerium, über die sie sich beharrlich ausschwig, und einen Freund, der mit ihr in derselben Abteilung arbeitete. Ich wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis sich die beiden verlobten, und Susan mich bitten würde, die Wohnung zu räumen. Mein Privatleben war leer und nichtssagend - flüchtige Bekanntschaften und kleine Flirts, vor denen ich stets zurückschreckte. Ich schwebte in der Gefahr, ein kaltschnäuziges, wenn auch erfolgreiches Karrieremädchen zu werden, das zuviel rauchte, zuviel Wodka trank und sich allein aus Büchsen ernährte. Meine Vorbilder waren Drusilla Beyfus, Veronica Papworth, Jean Campbell, Shirley Lord, Barbara Griggs und Anne Sharpley - lauter erfolgreiche Journalistinnen - und ich hatte keinen Wunsch außer einmal so gut zu werden wie sie. Und dann, bei einer Pressekonferenz zur Unterstützung eines Barockfestes in München, lernte ich Kurt Rainer vom V.W.Z. kennen.

5

Es goß noch immer in Strömen. In den Nachrichten um acht Uhr war von Verwüstungen und großen Schäden die Rede, einem Massenzusammenstoß auf der Staatsstraße 9, Überflutungen der Bahnverbindung bei Schenectady,

Verkehrsstauungen in Troy. Ich konnte mir das Chaos auf den Straßen vorstellen, das wilde Durcheinander in den Städten und fühlte mich geborgen wie auf einer einsamen Insel. Mein Glas war fast leer. Ich gab noch ein paar Eiswürfel dazu, steckte mir eine neue Zigarette an und machte es mir in meinem Sessel bequem, während ein Plattenjockey eine halbe Stunde Dixieland Jazz ankündigte.

Kurt hatte für Jazz nichts übrig gehabt. Er hatte ihn dekadent gefunden. Er hatte mich auch dazu gebracht, das Rauchen und Trinken aufzugeben, keinen Lippenstift mehr zu benutzen, und mein Leben wurde zu einer ernsthaften Wanderung durch Kunstaussstellungen, Konzertsäle und Vortragsreihen. Es war eine willkommene Abwechslung nach meinem inhaltlosen Leben, und ich muß sagen, daß die teutonische Diät der Schwerblütigkeit, die dem kanadischen Charakter innewohnt, zusagte.

V.W.Z., der Verband Westdeutscher Zeitungen, war eine selbständige Presseagentur, die von westdeutschen Zeitungen finanziert wurde und etwa auf der Linie von Reuter liegt. Kurt Rainer vertrat die Agentur in London, und als ich ihn kennenlernte, war er auf der Suche nach einem englischen Mitarbeiter, der Tages- und Wochenzeitungen auf Meldungen durchlesen sollte, die für Deutsche von Interesse waren, während er selbst sich um politische Berichte und Sonderaufträge kümmerte.

An jenem Abend führte er mich zum Essen zu Schmidt in der Charlotte Street. Die Ernsthaftigkeit, mit der er von der Wichtigkeit seiner Aufgabe und deren Auswirkung auf die englisch-deutschen Beziehungen sprach, war fast rührend. Er war ein kräftig gebauter, sportlicher junger Mann von dreißig Jahren, dessen helles blondes Haar und offene blaue Augen ihn jünger wirken ließen, als er tatsächlich war. Er erzählte mir, daß er aus Augsburg stammte und das einzige Kind eines Arztehepaares war, das von den Amerikanern aus einem Konzentrationslager gerettet worden war. Kurt hatte ein Gymnasium in München besucht und danach die Universität, um Journalist zu werden. Er hatte für Die Welt gearbeitet und

war dann auf Grund seiner guten englischen Sprachkenntnisse für den Posten in London ausgewählt worden. Er fragte mich nach meiner Beschäftigung, und am folgenden Tag suchte ich ihn in seinem Zweizimmerbüro in der Chancery Lane auf und zeigte ihm einige meiner Arbeiten. Gründlich wie er war, hatte er über mich durch Freunde beim Presseklub bereits Erkundigungen eingezogen, und eine Woche später saß ich auch schon in dem Zimmer neben dem seinen am Schreibtisch. Ich bekam ein ausgezeichnetes Gehalt - dreißig Pfund in der Woche - und bald liebte ich meine Arbeit. Besonderen Spaß machte es mir, mich über Fernschreiber mit der Zentrale in Hamburg zu unterhalten und meine Berichte durchzugeben. Es fiel nicht schwer ins Gewicht, daß ich kein Deutsch sprach, denn abgesehen von Kurts Berichten, die er per Telefon durchgab, wurden alle meine Meldungen in englischer Sprache weitergegeben und dann in Hamburg ins Deutsche übersetzt. Es war eine ziemlich mechanische Aufgabe, doch man mußte schnell und genau arbeiten, und ich erwartete immer mit einer gewissen Spannung die Ausschnitte aus den deutschen Zeitungen, die mir verrieten, ob meine Meldung ein Erfolg oder ein Fehlschlag gewesen war. Bald war Kurt von meiner Zuverlässigkeit so überzeugt, daß er mich allein im Büro schalten und walten ließ, und oft mußte ich in dringenden Fällen selbständig handeln, mit dem erregenden Bewußtsein, daß zwanzig Zeitungsredakteure in Deutschland sich auf meine Schnelligkeit und Genauigkeit verlassen mußten. Dann kam Susans Hochzeit, und ich zog in eine kleine möblierte Wohnung am Bloomsbury Square. Kurt wohnte in dem gleichen Haus. Ich hatte mir zweifelnd die Frage gestellt, ob das eine glückliche Lösung war, doch Kurt war so korrekt, unsere Beziehung zueinander so kameradschaftlich, daß ich zu dem Schluß kam, es sei vielleicht gar nicht unvernünftig. Das war dumm von mir. Abgesehen davon, daß Kurt wahrscheinlich mein bereitwilliges Eingehen auf seinen Vorschlag, in, dasselbe Haus zu ziehen, mißverstanden, wurde es jetzt selbstverständlich, daß wir vom Büro zusammen nach Hause gingen. Wir nahmen häufiger als zuvor das Abendessen gemeinsam ein, und später, aus Gründen der Sparsamkeit, brachte er seinen Plattenspieler mit

in mein Wohnzimmer, und ich kochte für uns beide. Natürlich sah ich die Gefahr und erfand ein paar Freunde, mit denen ich angeblich abends des öfteren zusammen war. Doch dadurch war ich gezwungen, nach einer einsamen Mahlzeit allein in irgendeinem Kino zu sitzen und männliche Aufdringlichkeiten abzuwehren. Und Kurt verhielt sich so korrekt, und unsere Freundschaft blieb so klar und voll gegenseitiger Achtung, daß meine Bedenken allmählich verflogen und ich mehr und mehr auf dieses kameradschaftliche Nebeneinander einging, das durch keinerlei Hintergedanken getrübt schien. Ich war mir dessen um so sicherer, da Kurt, nach etwa drei Monaten dieses friedlichen Lebens, mir bei seiner Rückkehr von einem Besuch in Deutschland mitteilte, daß er sich verlobt habe. Sie war eine Jugendfreundin namens Trude und paßte offenbar glänzend zu ihm. Sie war die Tochter eines Philosophieprofessors, und die ruhige Zuversicht ausstrahlenden Augen, die mich aus den Fotos anblickten, die er nur zeigte, das geflochtene Haar, das knapp sitzende Dirndl, waren lebende Werbung für Kinder, Kirche und Küche.

Kurt ließ mich an allem, was ihn bewegte, teilhaben, übersetzte mir Trudes Briefe, erörterte die Zahl der Kinder, die sie zusammen haben wollten und fragte mich um Rat, wie sie ihre Wohnung einrichten sollten, die sie sich in Hamburg kaufen wollten, sobald sein Dreijahresvertrag in London abgelaufen war. Kurt hatte auch ihr Geschlechtsleben bis ins kleinste geplant, und die Einzelheiten - er bestand darauf, mich in alles einzuweißen, obwohl ich das eigentlich pervers fand - waren zu Anfang peinlich, doch später, weil er so wissenschaftlich über das Thema sprach, fand ich diese Gespräche sehr aufschlußreich.

Die Monate verstrichen, und allmählich trafen Trudes Briefe seltener ein. Mir fiel es zuerst auf, doch ich sagte nichts. Häufiger und gereizter beschwerte sie sich über die lange Wartezeit, die zärtlichen Passagen wurden banaler, und die Freuden eines Sommerurlaubs am Tegernsee, wo Trude eine »fröhliche Gesellschaft« kennengelernt hatte, wurden nach einer ersten begeisterten Schilderung bezeichnenderweise

nicht mehr erwähnt. Und dann, nachdem Trude drei Wochen lang nichts hatte hören lassen, erschien Kurt eines Abends in meiner Wohnung mit bleichem, tränennassem Gesicht. Ich lag auf dem Sofa und las, als er neben mir auf die Knie fiel und seinen Kopf auf meine Brust legte. Es sei alles vorbei, gestand er mir schluchzend. Sie hatte einen anderen kennengelernt, natürlich am Tegernsee, einen Arzt aus München, der Witwer war. Er hatte sie gebeten, seine Frau zu werden, und sie hatte den Antrag angenommen. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen. Kurt mußte verstehen, daß einem Mädchen nur einmal im Leben so etwas widerfuhr. Er mußte ihr verzeihen und sie vergessen. Sie wäre nicht gut genug für ihn - da war sie wieder, diese billige Phrase! -, und sie müßten gute Freunde bleiben.

Kurts Arme umschlangen mich verzweifelt. »Jetzt habe ich nur noch dich«, sagte er schluchzend. »Du mußt Verständnis haben. Du mußt mich trösten.«

Mit einer mütterlichen Bewegung strich ich ihm über das Haar, während ich überlegte, wie ich seiner Umarmung entschlüpfen könnte. Und doch schmolz ich gleichzeitig beim Anblick der Verzweiflung dieses starken Mannes, bei der Erkenntnis, daß er mich brauchte. Ich bemühte mich, meiner Stimme einen sachlichen Ton zu geben. »Also, wenn du mich fragst, ich finde, du hast noch Glück gehabt. Ein Mädchen, das so wandelbar ist, wäre dir niemals eine gute Frau geworden.« Ich richtete mich auf. »Wir gehen jetzt essen und dann ins Kino. Das lenkt dich ab. Es hat keinen Sinn, einer verlorenen Sache nachzuweinen. Komm jetzt!« Ich befreite mich aus seiner Umarmung, und wir standen beide auf. »O Viv«, sagte Kurt mit hängendem Kopf. »Du bist wirklich gut zu mir. Ein echter Freund in der Not - eine echte Kameradin. Und du hast recht, ich darf mich nicht wie ein Schwächling aufführen. Da mußt du dich ja meiner schämen. Und das könnte ich nicht ertragen.« Er blickte mich mit einem gequälten Lächeln an, trat zur Tür und ging hinaus. Zwei Wochen später hatten wir ein Verhältnis. Es war irgendwie unausweichlich. Ich hatte gewußt, daß es so kommen würde, und ich tat nichts, um meinem Schicksal zu entgehen. Ich liebte

ihn nicht, und doch waren wir uns in vieler Hinsicht so nahegekommen, daß der nächste Schritt einfach folgen mußte. Die Einzelheiten waren eigentlich recht alltäglich. Der gelegentliche freundschaftliche Kuß auf die Wange kam meinem Mund immer näher, und eines Tages landete er auf meinen Lippen. Es folgte eine Pause im Eroberungsfeldzug, während der ich mich an diese Art des Kusses gewöhnte, dann kam es zum ersten sanften Angriff auf meine Brüste, dann auf meinen Körper, alles verlief ganz gefällig, ganz ruhig, ohne Drama.

Ich hätte aber wissen müssen, daß es bei der Frau eine körperliche Liebe ohne seelische Verwicklung nicht gibt - das heißt, wenn das Verhältnis von längerer Dauer ist. Ich war so abhängig von ihm, daß es fast unmenschlich gewesen wäre, wenn nicht eine gewisse Art von Liebe für ihn aufgekeimt wäre. Ich hielt mir immer wieder vor, daß er humorlos war, unpersönlich, hölzern, ohne Sinn für Spaß und Freude, doch das änderte nichts an der Tatsache, daß ich nach seinem Schritt auf der Treppe lauschte, daß ich die Wärme und zwingende Kraft seines Körpers anbetete, daß es mich glücklich machte, für ihn zu kochen und zu nähen. Ich gestand mir selbst ein, daß ich mich zur braven kleinen Hausfrau entwickelte, im Geiste immer sechs Schritte hinter ihm ging wie ein eingeborener Träger, doch gleichzeitig mußte ich bekennen, daß ich glücklich war, zufrieden und sorglos und daß ich mich in Wirklichkeit gar nicht nach einem anderen Leben sehnte. Ich war erzogen worden, mich an den einfachen Dingen des Lebens zu erfreuen, und ich war glücklich, dieses einfache Leben wiedergefunden zu haben, nach einem kurzen Gastspiel auf den Partys und in den Nachtlokalen von Chelsea, meiner kurzen Karriere als Journalistin, ganz zu schweigen von meiner niederschmetternden Liebesgeschichte mit Derek. Und so erwachte in mir tatsächlich eine Art von Liebe zu Kurt. Und dann kam, was kommen mußte.

Bald nach Beginn unserer intimen Beziehungen hatte Kurt mich zu einer zuverlässigen Ärztin geschickt, die mir eine Vorlesung über Empfängnisverhütung hielt und mich dann auf die Liebe

ohne Furcht einrichtete. Sie verhehlte mir allerdings nicht, daß trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen etwas schiefgehen konnte. Und so geschah es auch. Zuerst, in der Hoffnung, mich getäuscht zu haben, sagte ich Kurt nichts, doch dann, aus verschiedenen Beweggründen heraus - ich konnte das Geheimnis nicht länger allein tragen, ich hoffte leise, daß er sich freuen und mich bitten würde, ihn zu heiraten, und ich war in ehrlicher Angst über meinen Zustand -, sagte ich es ihm. Ich hatte keine Ahnung, wie er darauf reagieren würde, doch ich erwartete natürlich Zärtlichkeit, Teilnahme und zumindest eine Vorspiegelung von Liebe.

Wir standen an der Tür meines Schlafzimmers und wollten einander gute Nacht sagen. Ich war völlig unbekleidet, während er angezogen war. Als ich fertig war, löste er stumm meine Arme von seinem Hals, musterte meinen Körper von oben bis unten mit einem Blick, in dem sich Verachtung und Zorn mischten, und griff nach der Türklinke. Dann sah er mir kalt in die Augen und sagte ganz leise: »So?« Danach verließ er das Zimmer und schloß die Tür lautlos hinter sich. Ich setzte mich auf den Bettrand und starrte die Wand an. Was hatte ich falsch gemacht? Was bedeutete Kurts Verhalten? Schwach und voll düsterer Vorahnungen kroch ich in mein Bett und weinte mich in den Schlaf. Mein Weinen war begründet gewesen. Am nächsten Morgen, als ich ihn zu unserem allmorgendlichen Gang ins Büro abholen wollte, war er bereits gegangen. Als ich das Büro betrat, war die Verbindungstür zu seinem Zimmer geschlossen, und als er nach ungefähr einer Viertelsrunde die Tür öffnete und mir ankündigte, daß wir etwas zu besprechen hätten, war seine Miene eiskalt. Ich ging in sein Büro und setzte mich. Zwischen uns stand der Schreibtisch: ich war wieder eine Angestellte, die ihrem Chef Rede und Antwort stehen mußte - die an die Luft gesetzt wurde, wie sich herausstellen sollte.

Der Kern seiner Rede, die er in sachlichem Ton vortrug, war folgender: In einem kameradschaftlichen Verhältnis, wie es zwischen uns bestanden hatte, war es von wesentlicher Bedeutung, daß alles reibungslos und ordentlich ablief. Wir waren gute Freunde gewesen, doch ich werde zugeben

müssen, daß von Heirat niemals die Rede gewesen sei, daß zwischen uns keine festere Bindung bestanden hätte als die befriedigende, von gegenseitigem Verständnis erfüllte Gemeinsamkeit zweier Kameraden. Die Beziehung war in der Tat höchst erfreulich gewesen, doch jetzt war es auf Grund des Verschuldens eines Partners - er meinte wohl mich allein! - zu dieser Sachlage gekommen, folglich mußte schnellstens eine radikale Lösung für ein Problem gefunden werden, das nur zu Peinlichkeiten führen und möglicherweise unser weiteres Fortkommen behindern konnte. Eine Ehe war leider - er sagte leider, weil er eine hohe Meinung von meinen Charaktereigenschaften und vor allem von meiner körperlichen Schönheit hatte - ausgeschlossen. Deshalb habe er gewisse Entscheidungen treffen müssen. Die wichtigste war, daß ich mich einer sofortigen Operation unterziehen mußte. Eine Schwangerschaft im dritten Monat war bereits gefährlich fortgeschritten. Doch die Sache ließe sich regeln. Ich würde in eine Stadt ins Ausland fliegen und dort in einem Hotel absteigen. Ich würde zu einem Arzt fahren, dessen Adresse er mir mitgeben würde. Dieser Gynäkologe würde in einem Krankenhaus ein Bett für mich reservieren lassen, und die ganze Angelegenheit wäre binnen einer Woche aus der Welt geschafft. Die Kosten allerdings würden hoch sein. Sie würden sich vielleicht sogar auf hundertfünfzig Pfund belaufen. Doch auch in dieser Beziehung hatte er für mich gesorgt. Er zog einen Umschlag aus seiner Schreibtischschublade und schob ihn über den Tisch. In Anbetracht meiner fast zweijährigen ausgezeichneten Mitarbeit, wäre es durchaus vertretbar, mir mangels einer Kündigungsfrist ein Monatsgehalt auszuzahlen. Es betrug hundertzwanzig Pfund. Zudem hatte er sich die Freiheit erlaubt, aus eigener Tasche fünfzig Pfund daraufzulegen.

Der Ausdruck des Entsetzens auf meinem Gesicht mußte ihn schockiert haben, denn er fuhr hastig fort zu sprechen. Vor allen Dingen dürfte ich mir keine Sorgen machen, murmelte er. Jeder habe einmal Pech im Leben. Solche Dinge waren schmerzlich und unerfreulich. Er selbst war tief betrübt, daß

eine so glückliche Bindung zu Ende gehen mußte. Doch leider war das nicht zu ändern. Schließlich fügte Kurt noch hinzu, er hoffe, ich verstünde ihn.

Ich nickte und stand auf. Ich nahm den Umschlag, warf einen letzten Blick auf das blonde Haar, den Mund, den ich geliebt hatte, die kräftigen Schultern, und verließ hastig das Zimmer, als ich fühlte, daß mir die Tränen über das Gesicht liefen. Bevor ich Kurt kennengelernt hatte, war ich ein Vogel mit einer lahmen Schwinge gewesen. Jetzt war ich doppelt verwundet.

6

Ende August, als all dies geschah, war das Wetter so strahlend schön und wann, wie es um diese Jahreszeit nur sein kann. Ich fuhr vom Flugplatz mit einem Taxi zur Stadt, stieg auf einem der belebtesten und schönsten Plätze aus und mischte mich unter die Menge. Die Straßen und Gassen waren überfüllt von Menschen - hauptsächlich Touristen, die, behängt mit Fotoapparaten, umherschlenderten, die Sehenswürdigkeiten bestaunten und eifrig knipsten. Aus Autocars stiegen, lachend und scherzend, Gruppen von braungebrannten jungen Leuten, die auf einer Ferienreise waren. Aber ich fühlte mich furchtbar einsam und niedergeschlagen in dem Strom gutgelaunter Menschen. Die gesunde, wohlgeordnete, von praller Lebensfreude strotzende Atmosphäre, zerrte an meinen gereizten Nerven und erfüllte mich mit Schmerz. Das war das Leben, wie Kurt es sah - Naturfreude, die einfache Existenz einfacher Wesen. Er und ich hatten ein solches Leben geteilt, und an der Oberfläche war es gut gewesen. Doch blondes Haar, klare Augen und sonnengebräunte Haut waren ebenso äußerlich wie die Schminke auf dem Gesicht einer Frau. Einfach eine andere Art von Tünche. Ich war sowohl von Dereks Weltoffenheit als auch von Kurts bürgerlicher Schlichtheit enttäuscht worden und war nahe daran, jedem Mann zu mißtrauen. Ich hatte nicht einmal erwartet, daß Kurt mich heiraten würde. Und auch von Derek erwartete ich es nicht. Ich hatte nur gehofft, daß sie mir mit Güte begegnen würden, daß sie sanft mit mir umgehen würden, wie ich ihnen

gegenüber - so glaubte ich jedenfalls - sanft gewesen war. Aber das war natürlich mein Fehler gewesen. Ich war zu sanft gewesen, zu nachgiebig. Ich hatte den Wunsch gehabt, dem anderen Freude zu machen - und selbst Freude zu empfangen, doch das war von untergeordneter Bedeutung gewesen -, und das hatte mich zum leichten Mädchen gestempelt, das man abschieben konnte, wenn es lästig wurde. Nun, von jetzt an würde das anders werden. Von jetzt an würde ich nehmen und nicht geben. Die Welt hatte mir die Zähne gezeigt. Jetzt würde ich die meinen zeigen. Ich war noch feucht gewesen hinter den Ohren. Jetzt war ich trocken.

Die Vorbereitungen zur Abtreibung - wie könnte ich diese Tatsache anders bezeichnen - gab mir hinreichend Gelegenheit, meine neue Rolle zu üben. Der Portier meines Hotels bückte mich mit den weltmüden Augen aller Portiers an. Dr. Süßkind, der Gynäkologe, an den Kurt mich verwiesen hatte, untersuchte mich und erkundigte sich, ob ich genug Geld hätte. Als ich die Frage bejahte, schien er sichtlich befriedigt. Er besitze nämlich ein Chalet. Er fragte, ob ich nicht aus dem Hotel zu ihm übersiedeln und vor der Operation eine kleine Erholungspause einlegen wolle. Ich maß ihn mit eisigen Blicken und erklärte, der britische Konsul, der mein Onkel sei, habe mich bereits in sein Heim eingeladen. Außerdem hätte ich die Absicht, mich sofort in die Klinik zu begeben. Der Konsul selbst hätte mir übrigens ihn, Dr. Süßkind, empfohlen, und sicher kenne auch Herr Dr. Braunschweig meinen Onkel. Meine Schwindelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Ich hatte sie mit der Entschiedenheit vorgetragen, die zu meiner neuen Rolle gehörte, und die Geschichte hatte ich mir schon im voraus ausgedacht. Die Augen hinter der Brille verrieten Bestürzung. Es folgten weitschweifige Erklärungen und ein hastiger Anruf in der Klinik. Ja, man würde mich bereits am folgenden Nachmittag aufnehmen.

Es war seelisch so bedrückend und körperlich so schmerzlos, wie ich es erwartet hatte, und nach drei Tagen war ich wieder in meinem Hotel. Inzwischen hatte ich einen Entschluß gefaßt. Ich flog zurück nach London und wohnte in dem neuen Ariel Hotel

in der Nähe des Londoner Flughafens, bis ich mich meiner wenigen Habseligkeiten entledigt und meine Rechnungen bezahlt hatte. Dann suchte ich den nächsten Vespa-Händler in Hammersmith auf.

Mein Plan war, mindestens ein Jahr lang allein auf Reisen zu gehen und die andere Hälfte der Welt kennenzulernen. Von London hatte ich genug. Dort hatte mir das Leben zwei harte Faustschläge versetzt, und ich stand nicht mehr sicher auf den Beinen. Dereks künstliche Welt war mir fremd, und mit der klinisch sterilen modernen Liebe, die Kurt mir geboten hatte, wußte ich nichts anzufangen. Ich sagte mir selbst, daß es daran lag, daß ich zuviel Herz hatte. Keiner dieser Männer hatte mein Herz gewollt. Ihnen war nur an meinem Körper gelegen gewesen. Oder ich war einfach zu wenig raffiniert, um im Dschungel der Großstadt überleben zu können. Ich war eine leichte Beute für die Raubtiere. Ich war zu kanadisch, um mit Europa konkurrieren zu können. Dann eben nicht! Ich war einfach, folglich würde ich in das Land der Einfachheit zurückkehren. Keinesfalls jedoch, um dort herumzusitzen und mit meinem Schicksal zu hadern. Ich würde aufbrechen, um Neuland zu erforschen. Ich würde Amerika von Norden nach Süden durchstreifen und mich als Kellnerin, Babysitter und Hotelsekretärin bis nach Florida durchschlagen. Dort würde Ich mir eine Stellung bei einer Zeitung suchen und bis zum Frühling in der Sonne sitzen. Dann erst würde ich weiterdenken.

Als mein Entschluß erst einmal gefaßt war, nahmen mich die Einzelheiten zur Durchführung meines Plans ganz gefangen, vertrieben mein Elend oder hielten es zumindest in Schranken und betäubten mein Gefühl der Schuld und des Versagens. Die Preise für Gebrauchtwagen in Amerika waren zu hoch, ebenso die Betriebskosten, und plötzlich verfiel ich auf den Gedanken, einen Motorroller zu kaufen. Zunächst erschien mir dieser Einfall lächerlich, die Vorstellung absurd, mit einer so kleinen Maschine über die endlosen Autobahnen zu knattern. Doch der Gedanke an die frische Luft, an die Möglichkeit, aus vier Litern Benzin hundertfünfzig Kilometer herauszuholen und mit leichtem Gepäck zu reisen, bewogen mich schließlich, den

Händler in Hammersmith aufzusuchen. Ich wußte über Motoren ganz gut Bescheid - jedes Kind in Nordamerika wächst mit Autos auf - und ich wog die Vor- und Nachteile der kleinen 125er Maschine gegen die des stärkeren und schnelleren 150er Sportmodells ab. Natürlich entschied ich mich für das Sportmodell mit seiner hervorragenden Beschleunigung und einer Höchstgeschwindigkeit von 100 Stundenkilometern. Zwar würde ich etwas mehr Benzin verbrauchen als mit der anderen Maschine, doch ich sagte mir, daß das Benzin in Amerika billig sei und eine gewisse Geschwindigkeit unerlässlich war, wenn ich nicht Monate für meine Fahrt nach Florida brauchen wollte. Ich machte zwei Probefahrten mit dem Händler, der auf dem Sozius hinter mir saß. Die Vespa flog wie ein Vogel und war so leicht zu fahren wie ein Fahrrad. Ich unterschrieb den Kaufvertrag, kaufte einen Sitzüberzug aus Leopardenfell, ein Ersatzrad, einen Rückspiegel, einen Gepäckträger, weiße Satteltaschen, die wunderbar zu der silbergrauen Karosserie paßten, eine Perspex Windschutzscheibe und einen weißen Sturzhelm, in dem ich mir vorkam wie Pat Moss. Der Händler gab mir einige gute Ratschläge, welche Kleidung am zweckmäßigsten sei, und ich kaufte mir einen weißen Motorradanzug mit unzähligen Reißverschlüssen, eine große Brille, die an den Rändern mit Pelz verbrämt war, und ein schickes Paar schwarzer Motorradhandschuhe aus Rehleder. Dann setzte ich mich im Hotel vor meine Landkarten und plante den ersten Abschnitt meiner Fahrt von Quebec aus. Ich reservierte mir einen Platz für den billigsten Flug nach Montreal, schickte Tante Florence ein Telegramm und verließ England an einem strahlenden Morgen am ersten September.

Es war schön, wieder in der Heimat zu sein. Meine Tante behauptete, sie hätte mich kaum wiedererkannt, und ich war überrascht, als ich Quebec wiedersah. Bei meinem Verlassen war mir die Festung so mächtig und majestätisch erschienen. Jetzt wirkte sie wie ein großes Spielzeuggebäude aus Disneyland. Und die gigantischen Schlachten zwischen den Religionen, zwischen denen zermalmt zu werden ich einst geglaubt hatte, die tiefen Klüfte zwischen den »Canadiennes«

und den anderen Einwohnern, besaßen im Licht meiner neuen Perspektive nicht mehr Bedeutung als kleinstädtische Zwistigkeiten. Diese Gedanken verbarg ich sorgfältig vor meiner Tante, obwohl ich vermutete, daß sie ebenso überrascht und vielleicht bestürzt war über den »letzten Schliff«, den mir mein Aufenthalt in Europa gegeben hatte. Sie muß in mir wohl das typische Großstadtpflänzchen gesehen haben, wenn ich mich auch innerlich einfach und bescheiden fühlte. Sie stellte mir endlose Fragen, um festzustellen, wie dick die Schicht äußerer Tünche war, welche Spuren das hektische Leben, das ich geführt haben mußte, zurückgelassen hatte. Wenn ich ihr die Wahrheit gesagt hätte, dann hätte sie der Schlag getroffen. So beschränkte ich mich in weiser Voraussicht darauf, zu berichten, daß ich zwar eine Reihe kleiner Flirts hinter mir hatte, daß ich jedoch unversehrt und ohne gebrochenes Herz aus den räuberischen Städten jenseits des Ozeans zurückgekehrt sei. Nein, ich war nicht einmal verlobt gewesen. Du meine Güte, nein, kein Mann hatte mir einen Heiratsantrag gemacht - das entsprach ja der Wahrheit -, auf mich wartete kein Freund. Ich glaube nicht, daß sie das glaubte. Sie machte mir Komplimente über mein Aussehen. Ich sei une belle fille geworden. Ich hätte beaucoup de temperament - das ist ein französischer Euphemismus für Sex-Appeal - entwickelt, und sie könnte sich einfach nicht vorstellen, daß in meinem Leben kein Mann eine Rolle spielte. Sie war entsetzt über meine Pläne und malte mir die Gefahren, die mich auf der Landstraße erwarteten, in den düstersten Farben aus. Amerika wäre ein Tummelplatz der Gangster. Man würde mich auf der Autobahn niederschlagen. Außerdem war es absolut nicht ladylike, mit einem Motorroller durch die Gegend zu brausen. Ich erklärte ihr, daß meine Vespa durchaus gesellschaftsfähig sei, und sie ließ sich etwas besänftigen, als ich mich in meiner Kluff auf dem Roller vorstellte, wenn sie auch etwas zweifelnd bemerkte, daß ich Aufsehen erregen würde. Am fünfzehnten September schließlich hob ich von meinem kleinen Bankkonto tausend Dollar ab, die ich mir in Reiseschecks aushändigen ließ, packte meine Satteltaschen, drückte Tante Florence einen Abschiedskuß auf die Wange und knatterte in die Richtung der

Staatsstraße 2 davon. Die Staatsstraße 2, die von Quebec nach Montreal führt, könnte eine der landschaftlich schönsten Autobahnen der Welt sein, wenn nicht seit dem Krieg an ihren Rändern zahllose Villen und Badehütten wie Pilze emporgesprossen wären. Sie zieht sich eng am Sankt-Lorenz-Strom entlang, folgt, an seinem Nordufer verlaufend, jeder Windung des großen Flusses. Ich kannte die Straße noch recht gut, weil ich als Kind oft zum Fluß zum Baden gefahren war. Doch inzwischen war der Sankt-Lorenz-Kanal eröffnet worden, und jetzt war der stetige Strom großer Schiffe mit tuckernden Motoren und unheimlichen Sirenen für mich ein neues Erlebnis. Die Vespa brummte ruhig und gleichmäßig bei einer Geschwindigkeit von 65 km/h. Ich hatte beschlossen, täglich etwa 250 bis 350 Kilometer zurückzulegen. Doch ich wollte mich keinesfalls von einem festgelegten Fahrplan hetzen lassen.

Die Picknickplätze in Kanada und im Norden der Vereinigten Staaten sind eine gute Einrichtung. Dort findet man, unter Bäumen versteckt, auf einer Lichtung am Waldrand, am Ufer eines Sees oder eines Flusses eine Anzahl aus rohem Holz gezimmerter Bänke und Tische. Ich hatte vor, an diesen Picknickplätzen regelmäßig mein Mittagessen einzunehmen, wenn es nicht regnete. Doch ich wollte nicht in den Geschäften teure Lebensmittel einkaufen, sondern mir nur belegte Brötchen in den Motels mitgeben lassen, in denen ich übernachten würde. Dazu etwas Obst und eine Thermosflasche voll Kaffee - das würde mir als Mittagessen genügen. Abends wollte ich dann in einem Restaurant eine warme Mahlzeit zu mir nehmen.

Mein Tagesbudget setzte ich auf fünfzehn Dollar fest. Ich wollte versuchen, mich innerhalb dieser Grenze zu halten. Die Esskarte mit der vorgezeichneten Route und die Broschüren des Automobilclubs enthielten Hinweise auf zahlreiche Sehenswürdigkeiten, die es nach dem Grenzübertritt zu besichtigen gab. Meine Fahrt führte mich durch das Indianergebiet von Fenimore Cooper und dann vorbei an einigen Orten, wo große Schlachten des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges geschlagen worden waren.

Die Vespa lief wesentlich sicherer und leichter, als ich erwartet hatte. Als ich mich an die Schaltung an der Lenkstange gewöhnt hatte, beherrschte ich die kleine Maschine erst richtig. Die Beschleunigung - in zwanzig Sekunden auf fünfzig Stundenkilometer - war so gut, daß ich es leicht mit dem amerikanischen Durchschnittswagen aufnehmen konnte, und Steigungen brummte ich mühelos hinauf. Natürlich verfolgten mich die meisten jungen Leute mit schrillen Pfiffen, während die älteren grinsten und winkten, doch es machte mir, ehrlich gesagt, Spaß, die Sensation der Autobahn zu sein, und ich lächelte allen zu.

Am ersten Tag lief alles so reibungslos, daß ich noch vor Einbruch der Dunkelheit Montreal durchfahren hatte. Ich übernachtete etwa dreißig Kilometer außerhalb der Stadt in einem Motel an der Staatsstraße 9, die über die Grenze in den Staat New York führt. Im Southern Trail Motel behandelte man mich, als wäre ich Amelia Earhart oder Amy Mollison, und nach einem einfachen Abendessen und einem Glas Whisky, das mir der Besitzer des Motels aufgedrängt hatte, zog ich mich aufgeregt und glücklich in mein Zimmer zurück. Es war ein langer und herrlicher Tag gewesen. Die Vespa war ein Prachtstück, und mein Plan lief wie am Schnürchen. Einen Tag hatte ich für die ersten dreihundertfünfzig Kilometer gebraucht. Für die folgenden vierhundert brauchte ich fast zwei Wochen. Das war nicht weiter verwunderlich. Als ich die Grenze der Vereinigten Staaten überquert hatte, fuhr ich kreuz und quer durch die Adirondacks, als befände ich mich auf einer verspäteten Ferienreise. Ich will nicht in Einzelheiten gehen, denn ich schreibe ja keinen Reisebericht, doch es gab kaum eine Sehenswürdigkeit, sei es nun eine alte Festung, ein Museum, ein Wasserfall, eine Höhle oder ein hoher Berg, die ich nicht besucht hätte, ganz zu schweigen von den gräßlichen Storylands, Adventure Towns und imitierten Indianerreservierungen, für deren Besichtigung ich mein Geld ausgab. Zum Teil beruhte dieses Interesse an den örtlichen Sehenswürdigkeiten auf echter Neugier, doch in erster Linie wollte ich so den Tag hinausschieben, an dem ich diese Seen,

Flüsse und Wälder würde verlassen müssen, um meinen Weg durch das herzlose Land der Superautobahnen, der Würstchenbuden und der gleißenden Neonlichter fortzusetzen. Und nach diesen zwei Wochen landete ich am Lake George, diesem scheußlichen Sammelplatz der Touristen in den Adirondacks, wo der See, die Geschichte dieses Gebiets, die ungezähmte Natur der Wälder und Berge zum Geschäft geworden sind. Abgesehen von der recht imposanten Festung und den Dampfzügen, die einen nach Fort Ticonderoga und wieder zurück befördern, ist das ganze Land ein greulicher Alptraum aus Gartenzwergen, Plastikreihen und wackligen Holzbuden. Hier beschloß ich, die Staatsstraße 9, die zur Hauptader des Fremdenverkehrsstroms geworden war, zu verlassen, und schlug eine staubige Landstraße ein, die mich durch den Wald zum Dreamy-Pines-Motel führte.

7

Der Regen prasselte noch immer mit unverminderter Heftigkeit hernieder. Sein eintöniges Rauschen wurde vom Gurgeln des Wassers in den Dachrinnen an den vier Ecken des Gebäudes übertönt. Ich freute mich auf mein Bett. Wie ruhig ich zwischen den Laken in dem makellos sauberen kleinen Zimmer schlafen würde, zwischen diesen Perkallaken, auf die in der Anzeige des Motels ausdrücklich hingewiesen worden war. Wie behaglich waren doch die Elliot-Frey-Betten, die Magee-Teppiche, wie angenehm der Philco-Fernseher und die Philco-Klimaanlage, die Acrilan-Decken und die Simmons-Vivant-Möbel - alle Raffinessen modernen Motelkomforts waren hier vereinigt. Trotz all dieser Annehmlichkeiten, trotz der günstigen Lage hatte es den Anschein, als stünde es gar nicht gut um das Dreamy Pines. Als ich vor zwei Wochen angekommen war, hatten sich hier nur zwei Gäste aufgehalten, und für die letzten vierzehn Tage der Saison lag keine Zimmerbestellung vor. Mrs. Phancey, eine Frau mit eisengrauem Haar, verbitterten, mißtrauischen Augen und einem schmalen grimmigen Mund, saß am Empfangstisch, als ich an jenem Abend das Motel betrat. Durchdringend hatte sie mich gemustert, hatte meine

zwei dünnen Satteltaschen angeblickt und war mir, als ich die Vespa zu Nr. 9 schob, mit meiner Karte in der Hand gefolgt, um sich zu vergewissern, daß ich nicht eine falsche - Fahrzeugnummer angegeben hatte. Ihr Mann, Jed, war entgegenkommender, doch ich begriff rasch, weshalb. Sein Handrücken streifte über meine Brust, als er später im Restaurant den Kaffee brachte. Offenbar betätigte er sich gleichzeitig als »Mädchen für alles« und als Koch schneller Gerichte. Während seine blaßblauen Augen wie zwei schleimige Schnecken über meinen Körper krochen, beschwerte er sich winselnd darüber, wieviel es jetzt zu tun gäbe. Die Vorbereitungen für die Schließung des Motels müßten getroffen werden, da die Saison schon fast vorüber wäre, und er würde ständig aus seiner Arbeit gerissen, weil er für durchfahrende Gäste kochen mußte. Mr. und Mrs. Phancey war offenbar vom Eigentümer des Dreamy Pines die Leitung des Motels übertragen worden. Der Besitzer lebte in Troy. Ein gewisser Mr. Sanguinetti. »Großes Tier. Hat Riesengrundstücke in der Cohoes Road. Und am Flußufer. Das Trojan Horse gehört ihm auch. Es liegt an der Bundesstraße 9, kurz vor Albany. Vielleicht kennen Sie die Bude?«

Als ich verneinte, blickte Mr. Phancey mich vielsagend an. »Wenn Sie mal Spaß haben wollen, dann gehen sie ins Horse. Aber lieber nicht allein. Ein hübsches Mädchen wie Sie braucht da Schutz. Nach dem Fünfzehnten, wenn ich von hier weg bin, könnten Sie mich anrufen. Ich heiße Phancey. Steht im Telefonbuch. Würde mich freuen, Sie zu begleiten und Ihnen einen netten Abend zu machen.«

Ich dankte ihm, erklärte aber, daß ich nur auf der Durchreise sei. Dann fragte ich, ob ich ein paar Spiegeleier mit Schinken haben könnte.

Doch Mr. Phancey ließ mich nicht in Ruhe. Während ich aß, setzte er sich zu mir an den kleinen Tisch, gab mir einen Abriß seiner langweiligen Lebensgeschichte und streute ab und zu Fragen über mich und meine Pläne ein - wer meine Eltern seien, ob es mir nichts ausmache, so weit von zu Hause weg zu sein, ob ich Freunde in den Staaten hätte, und so fort -

belanglose Fragen, die, so schien es mir, von normaler Neugier diktiert waren. Er war schließlich fünfundvierzig Jahre alt, alt genug, um mein Vater sein zu können, und wenn er bestimmt auch ein alter Mann mit schmutziger Phantasie war, so dachte ich mir nichts weiter dabei, denn Männer seines Schlages sind keine Seltenheit, und außerdem behielt uns Mrs. Phancey, die am Empfangstisch saß, ständig im Auge.

Endlich ließ Mr. Phancey mich allein und gesellte sich zu seiner Frau. Während ich eine Zigarette rauchte und meine zweite Tasse Kaffee trank, hörte ich sie leise miteinander sprechen und ab und zu ein unterdrücktes Lachen, als verlief ihre Unterhaltung höchst befriedigend. Schließlich trat Mrs. Phancey zu mir, schlug auf mütterliche Art und Weise die Hände über dem Kopf zusammen, als sie von meinen Plänen hörte, und ließ sich an meinem Tisch nieder. Sie setzte ihre gefälligste Miene auf und schlug vor, ich sollte doch eine Weile im Dreamy Pines bleiben, mir eine Ruhepause gönnen. Ich könnte mir auch ein paar Dollar dazuverdienen, wenn ich Lust hätte. Sie berichtete mir, daß die Empfangssekretärin des Motels am vorhergehenden Tag gegangen war, daß ihr und ihrem Mann infolge der Vorbereitungsarbeiten für die Schließung jedoch keine Zeit blieb, ständig am Empfang zu sein. Ob ich nicht Lust hätte, diesen Posten für die letzten zwei Wochen zu übernehmen? Sie würden mir freie Unterkunft und Verpflegung bieten und dreißig Dollar Gehalt in der Woche.

Mir kam der Vorschlag gar nicht ungelegen, denn ich hatte auf meinen Besichtigungsfahrten in den Adirondacks fünfzig Dollar zuviel ausgegeben. Wenn ich mir hier sechzig Dollar verdienen und dazu frei leben konnte, würde das das Defizit wieder ausgleichen. Sehr sympathisch waren mir die Phanceys zwar nicht, doch ich sagte mir, daß sie auch nicht schlimmer sein würden als andere Leute, denen ich auf meiner Fahrt begegnet war. Zudem war dies die erste Stellung, die man mir in den Vereinigten Staaten angeboten hatte, und ich war neugierig, wie es sich anlassen würde. Vielleicht würden sie mir sogar ein Zeugnis schreiben, das es mir erleichtern würde, später auf meinem Weg nach Süden ähnliche Stellungen zu finden.

Nachdem ich mich also höflich über die Pflichten, die mir oblagen, erkundigt hatte, erklärte ich mich einverstanden. Die Phanceys schienen sehr erfreut zu sein, und Millicent, so mußte ich Mrs. Phancey jetzt nennen, zeigte mir die Bücher und warnte mich vor Gästen mit wenig Gepäck und großen Kombiwagen.

In diesem Zusammenhang lernte ich die weniger erfreuliche Seite des Motelgeschäfts kennen. Offenbar gab es Leute, insbesondere Jungverheiratete Paare, die, um den Schein zu wahren, mit einem einzigen Koffer in einsam gelegenen Motels einkehrten. Dieser Koffer enthielt in Wirklichkeit nichts anderes als einen Werkzeugkasten und falsche Nummernschilder für den Wagen. Nachdem das Pärchen sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, würde es warten, bis im Büro das Licht ausging. Sobald das Motelpersonal im Bett war, würde das Paar rasch und tatkräftig ans Werk gehen, Bettwäsche, Handtücher und Duschvorhänge einsammeln, die Beleuchtungskörper abnehmen, die Toilettensitze, ja die Toilette selbst, wenn das möglich war, abmontieren. Sie arbeiteten natürlich im Dunkeln, mit kleinen Taschenlampen bewaffnet, und wenn alles bereit war, etwa gegen zwei Uhr morgens, trugen sie einfach alles hinaus und luden es in ihren Wagen. Zum Schluß pflegten sie die Teppiche aufzurollen und mit der Unterseite nach oben zur Tarnung über ihr Diebesgut im Wagen zu breiten. Dann tauschten sie im allgemeinen die Nummernschilder aus und machten sich still und heimlich davon, um ihr neues unmöbliertes Schlafzimmer einzurichten. Zwei oder drei weitere Fischzüge dieser Art würden genügen, um auch das Wohnzimmer und das Gästezimmer einzurichten. Wenn sie einen Garten oder eine Veranda besaßen, pflegten sie häufig noch einer Villa in einem guten Stadtviertel einen Besuch abzustatten, um sich dort Gartenmöbel, vielleicht sogar einen Rasenmäher und ähnliche Gartengeräte zu holen.

Mrs. Phancey erklärte mir, daß die Motels solchen Diebstählen nur in beschränktem Umfange vorbeugen könnten. Natürlich war alles, was sich festschrauben ließ, festgeschraubt und mit dem Namen des Motels gekennzeichnet, aber das half nicht

viel. Die einzige Hoffnung bestand darin, die Räuber schon zu erkennen, wenn sie sich einschrieben, und sie dann entweder abzuweisen oder die ganze Nacht mit einer Schußwaffe auf der Lauer zu liegen. In den Städten mußten sich die Motels mit anderen Problemen herumschlagen, mit Prostituierten, die dort ihr Hauptquartier aufschlugen, Mördern, die Leichen im Duschaum zurückließen, und von Zeit zu Zeit mit einem Raubüberfall. Doch ich brauchte mir darüber keine Sorgen zu machen. Wenn mir etwas nicht hasenrein vorkam, sollte ich nur Jed zu Hilfe rufen. Er konnte sich seiner Haut wehren und besaß eine Waffe. Mit diesem kühlen Trost überließ man mich meinen Gedanken über die dunklere Seite der Motelindustrie.

Natürlich ging alles glänzend, und die Arbeit war kein Problem. Es gab so wenig zu tun, daß ich mich eigentlich wunderte, wieso die Phanceys mich eingestellt hatten. Doch sie waren beide faul und bezahlten mich ja nicht aus ihrer Tasche, und ich vermutete, daß ein weiterer Grund Jeds Hoffnung gewesen war, mit mir leichtes Spiel zu haben. Doch auch das war für mich kein Problem. Ich mußte lediglich dem Griff seiner Hände ausweichen und ihn durchschnittlich einmal pro Tag von oben herab zurechtweisen. Abends, wenn ich zu Bett ging, stellte ich regelmäßig einen Stuhl unter die Türklinke, so daß ihm auch der zweite Schlüssel nichts nützte, den er eines Abends probiert hatte.

In der ersten Woche hatten wir einige Gäste, und ich stellte fest, daß man von mir auch Hilfe bei der Hausarbeit erwartete. Doch das machte mir nichts aus. Es kamen immer weniger Gäste, und nach dem zehnten Oktober blieben sie ganz aus.

Der fünfzehnte Oktober ist in diesen Saisonbetrieben offenbar ein magisches Datum. An diesem Tag schließt alles, nur die Motels an den Autobahnen bleiben offen. Der Winter beginnt! Um diese Zeit fängt auch die Jagdsaison an, doch die reichen Leute besitzen ihre eigenen Jagdhütten in den Bergen, und die Armen fahren mit ihren Wagen frühmorgens zu einem Picknickplatz und pirschen sich vor Tagesanbruch durch die Wälder, um ihr Wild zu erlegen. Auf jeden Fall verschwinden um den fünfzehnten Oktober herum die Touristen von der

Landstraße, und mit dem leichten Geldverdienen in den Adirondacks ist es zu Ende.

Während dieses Datum näherrückte, fanden häufig Telefongespräche zwischen den Phanceys und Mr. Sanguinetti in Troy statt. Und am elften Oktober erklärte mir Mrs. Phancey ganz nebenbei, daß sie und Jed schon am Dreizehnten nach Troy zurückkehren würden. Sie fragte, ob es mir etwas ausmachen würde, eine Nacht allein im Motel zu verbringen und am nächsten Tag Mr. Sanguinetti die Schlüssel zu übergeben, der am Vierzehnten gegen Mittag ankommen würde, um das Motel zu schließen.

Mir kam das sehr merkwürdig vor, daß man einer Unbekannten so ohne weiteres das Motel anvertrauen wollte, doch die Phanceys erklärten mir, daß sie die Kasse und die Lebensmittel- und Getränkevorräte mitnehmen würden. Ich hätte nur darauf zu achten, die Lichter auszuschalten und die Türen abzusperrern, ehe ich zu Bett ging. Mr. Sanguinetti würde dann am folgenden Tag mit einem Lastwagen eintreffen, um die restliche bewegliche Habe abzuholen. Danach könnte ich meine Fahrt fortsetzen. Ich stimmte zu, und Mrs. Phancey strahlte, behauptete, ich sei ein nettes, hilfsberechtigtes Mädchen, doch als ich sie bat, mir ein Zeugnis zu schreiben, wurde sie zurückhaltend und meinte, das müßte sie Mr. Sanguinetti überlassen. Allerdings versicherte sie mir, daß sie ihn darauf aufmerksam machen würde, wie fleißig und hilfsbereit ich gewesen sei.

Am letzten Tag packten wir alles, was sie mitnehmen wollten, in den Kombiwagen, so daß nur noch Schinken, Eier und Kaffee für mich zurückblieben.

Ich hatte erwartet, daß die Phanceys am letzten Tag besonders nett zu mir sein würden. Wir waren schließlich recht gut miteinander ausgekommen, und ich hatte mir wirklich Mühe gegeben, ihnen zur Hand zu gehen. Doch seltsamerweise war es gerade umgekehrt. Mrs. Phancey kommandierte mich herum, als wäre ich ein Dienstmädchen, und Jeds Annäherungsversuche wurden grob und ekelhaft. Er warf mit schmutzigen Ausdrücken um sich, selbst wenn seine Frau in

Hörweite war, und wurde ganz unverhohlen zudringlich, sobald ich in seine Nähe kam. Ich konnte diese Veränderung nicht begreifen. Es hatte den Anschein, als hätten sie von mir erreicht, was sie gewollt hatten, und könnten mich jetzt mit Verachtung - ja, mit Abscheu - behandeln. Ich wurde so wütend, daß ich Mrs. Phancey schließlich erklärte, ich würde sofort gehen, und mein Geld verlangte. Mrs. Phancey lachte mir ins Gesicht. Mein Geld würde ich von Mr. Sanguinetti erhalten. Sie könnten es sich nicht erlauben, daß er bei seiner Ankunft womöglich feststellen mußte, daß das Silber nicht stimmte. Danach machte ich mir ein paar Brote, um das gemeinsame Abendessen mit den beiden zu vermeiden, und schloß mich in mein Zimmer ein. Ich konnte den Augenblick ihrer Abreise kaum erwarten, doch schließlich wurde es sechs Uhr, und die beiden Ungeheuer machten sich endlich davon. Und heute war also meine letzte Nacht im Dreamy Pines. Morgen schon würde ich wieder unterwegs sein. Der Aufenthalt war trotz der Phanceys nicht unangenehm gewesen, und ich hatte Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in einer Branche zu sammeln, die mir vielleicht noch von Nutzen sein konnten. Ich blickte auf meine Uhr. Es war neun Uhr. Die Nachrichten brachten neue Meldungen über das Gewitter. Um Mitternacht würde es die Adirondacks verlassen haben. Ich trat hinter die Theke des Restaurants, schaltete die elektrische Kochplatte ein und holte drei Eier und sechs Scheiben Schinken heraus. Ich hatte Hunger. Und dann wurde plötzlich laut an die Tür gehämmert.

8

Mir schlug das Herz bis zum Hals. Wer konnte das sein? Und dann fiel es mir ein. Das Schild »Zimmer frei!« Ich hatte den Schalter gedreht, als der Blitz einschlug, und vergessen, ihn wieder auszuknipsen. Wie dumm! Wieder dröhnten Schläge gegen die Tür. Nun, es würde mir nichts anderes übrigbleiben, als zu öffnen, mich zu entschuldigen und die Leute weiterzuschicken. Nervös schritt ich zur Tür, schloß sie auf und öffnete sie, soweit die Kette es zuließ. Vor dem Haus war keine Veranda. Das Neonschild leuchtete wie ein roter Heiligenschein

durch den Regenschleier, warf einen rötlichen Schimmer auf die schwarzen Ölmäntel und Südwester der beiden Männer. Hinter ihnen stand ein schwarzer Wagen. Der vordere Mann fragte höflich: »Miss Michel?« »Ja, das bin ich. Aber ich muß Sie enttäuschen. Das Motel ist geschlossen.«

»Ja, ja, natürlich. Wir kommen von Mr. Sanguinetti. Von seiner Versicherung. Wir wollen rasch eine Bestandsaufnahme von den Dingen machen, die morgen weggebracht werden. Können wir hineinkommen, Miss? Wir zeigen Ihnen drinnen unsere Ausweise. Scheußliches Wetter!«

Ich blickte zweifelnd von einem zum anderen, doch ich konnte ihre Gesichter unter den Südwestern kaum erkennen. Was sie gesagt hatten, klang einleuchtend, trotzdem gefiel es mir nicht.

»Aber Mr. Phancey, der Geschäftsführer, hat mir von Ihrem Kommen gar nichts gesagt«, versetzte ich nervös. »Das hätte er aber tun müssen, Miss. Ich werde sein Versäumnis Mr. Sanguinetti melden.« Er wandte sich nach dem Mann um, der hinter ihm stand. »Meinen Sie nicht auch, Mr. Jones?«

Der andere unterdrückte ein Lachen. »Ganz richtig, Mr. Thomson.«

»Also dann ... Können wir eintreten, Miss? Hier draußen ist es wirklich unangenehm feucht.«

»Ich weiß nicht. Man hat mir gesagt, ich dürfte niemanden hereinlassen; aber da Sie von Mr. Sanguinetti kommen...« Unsicher löste ich die Kette und zog die Tür auf. Sie drängten sich herein, zwängten sich rücksichtslos an mir vorbei und blieben dann nebeneinander stehen, während sie ihre Blicke durch den Raum schweifen ließen. Der Mann, der als Mr. Thomson angeredet worden war, schnüffelte. Schwarze Augen blickten mich aus einem kalten grauen Gesicht an. »Rauchen Sie?« »Ja, ab und zu. Warum?« »Wir dachten schon, Sie hätten Gesellschaft.«

Er schob meine Hand von der Klinke, schlug die Tür zu, sperrte ab und legte die Kette vor. Dann zogen beide Männer ihr Ölzeug aus und warfen es auf den Boden. Jetzt, da ich sie

genauer betrachten konnte, erwachte in mir eine Ahnung höchster Gefahr.

Mr. Thomson, offensichtlich der Tonangebende, war groß und mager, beinahe knochig. Seine Haut wirkte so fahl und leblos wie die eines Menschen, der nie an die frische Luft kommt. Die schwarzen Augen waren ruhig und ohne Neugier, die Lippen schmal und bläulich rot wie eine Wunde. Wenn er sprach, glitzerten seine Zähne metallisch grau, und ich nahm an, daß es sich um billige Stahlkronen handelte, wie man sie angeblich in Rußland und Japan verwendet. Die Ohren lagen eng an dem kantigen, eckigen Kopf, und das schwarze Haar war so kurz geschnitten, daß man das Weiß der Kopfhaut durchschimmern sah. Er trug einen schwarzen gutschitzenden Einreihler. Die Schultern waren ausgepolstert, daß sie eckig wirkten, und die Hose war so eng, daß sich seine knochigen Knie unter dem Stoff abzeichneten. Darunter hatte er ein graues Hemd an, zugeknöpft bis zum Hals und ohne Krawatte. Die Schuhe waren nach italienischer Mode sehr spitz, aus grauem Wildleder. Sie sahen ebenso neu aus wie der Anzug. Der Mann wirkte so kaltblütig wie ein gefährliches Reptil, und mich überlief ein Schauer der Angst. Im Vergleich zu der tödlichen Kälte, die diesen Mann umgab, machte der andere fast einen harmlosen Eindruck. Er war ein untersetzter, mondgesichtiger junger Mann mit feuchten, sehr blassen, grauen Augen und wulstigen speichelglänzenden Lippen. Seine Haut war milchweiß, und er war von dieser scheußlichen Krankheit völliger Kahlheit befallen, keine Augenbrauen, keine Wimpern, kein Kopfhaar. Er hätte mir leid getan, wenn ich nicht solche Angst gehabt hätte. Zu allem Überfluß schien er auch noch erkältet zu sein. Sobald er sein Ölzeug abgestreift hatte, schneuzte er sich. Er trug eine schwarze Lederjacke, eine zerknitterte Hose und hochhackige mexikanische Stiefel. Man traute ihm sofort zu, daß er den Schmetterlingen die Flügel und Beine ausreißen würde, und ich wünschte mir voll Verzweiflung, ich hätte Kleider angezogen, die weniger herausfordernd wirkten.

Als er sein Taschentuch eingesteckt hatte, musterte er mich von oben bis unten. Dann ging er um mich herum und ließ

einen langen Pfiff hören, als er wieder vor mir stand. »Mensch, Horror!« Er zwinkerte dem anderen Mann zu. »Das ist 'ne Puppe! Tolles Untergestell! Schau dir das mal an!« »Jetzt nicht, Sluggsy. Später. Mach dich auf die Socken und durchsuche die Zimmer. Die Dame hier wird uns inzwischen was zu essen machen. Wie willst du deine Eier?« Sluggsy grinste mich noch immer an. »Rührei, mein Schatz! Nicht so trocken. So wie Muttern sie gemacht hat. Sonst muß Papa dich verhauen. Direkt auf dein appetitliches Hinterteil! Menschenskind!« Er tänzelte wie ein Boxer, der Fußarbeit übt, auf mich zu, und ich wich zurück bis zur Tür. Ich tat so, als sei ich ängstlicher, als ich wirklich war, und als er in Reichweite kam, schlug ich ihm mit aller Kraft ins Gesicht. Bevor er sich noch von seiner Überraschung erholt hatte, stürzte ich zur Seite, hob einen der kleinen Metallstühle und hielt ihn so vor mich hin, daß die Beute auf ihn gerichtet waren. Der magere Mann ließ ein bellendes Lachen hören. »Nichts da, Sluggsy. Später, habe ich gesagt. Laß das kleine Miststück in Ruhe. Du hast noch die ganze Nacht Zeit. Los, nimm dir jetzt die Zimmer vor.«

Die Augen in dem bleichen Mondgesicht waren vor Erregung gerötet. Die feuchten Lippen verzogen sich zu einem widerlichen Lächeln. »Weißt du was, mein Schatz? Du hast dir eben die Nacht deines Lebens verdient. Kapiert?« Ich blickte die beiden hinter meinem Stuhl hervor an. Innerlich zitterte ich. Doch irgendwie gelang es mir, mit ruhiger, unbewegter Stimme zu sprechen. »Wer sind Sie? Was soll das alles? Zeigen Sie mir endlich Ihre Ausweise! Sobald das nächste Auto vorbeifährt, schlage ich ein Fenster ein und schreie um Hilfe. Ich bin aus Kanada. Wenn Sie mir etwas tun, dann werden Sie morgen Ihr blaues Wunder erleben.« Sluggsy lachte. »Morgen ist morgen. Darüber brauchst du dir doch heute keine Sorgen zu machen, Baby.« Er wandte sich an den Mageren. »Vielleicht solltest du ihr lieber reinen Wein einschenken, Horror! Dann ist sie vielleicht nicht mehr so widerspenstig.« Horror blickte mich an, kalt, ohne Interesse. »Sie hätten Sluggsy nicht schlagen sollen, verehrte Dame. Der Bursche hat's in sich. Er mag es nicht, wenn er bei der Weiblichkeit keinen Anklang findet. Dann

meint er, das kommt von seinem Aussehen. Das hat er sich in San Quentin geholt. Eine nervöse Krankheit. Wie heißt sie gleich wieder, Sluggsy?« Sluggsy plusterte sich stolz auf. Langsam und sorgfältig sprach er die lateinischen Wörter aus: »Alopecia totalis. Das heißt, kein Haar, verstanden? Nicht eines.« Er deutete auf verschiedene Körperstellen. »Hier nicht, und hier auch nicht, und da auch nicht.«

»Deshalb gerät Sluggsy leicht in Wut«, fuhr Horror fort. »Er fühlt sich nämlich vom Leben zurückgesetzt. Wenn du so 'ne Krankheit hättest, wärest du vielleicht auch so. Er hat einen interessanten Beruf. Die Leute bezahlen ihn, damit er andere zwingt, das zu tun, was seine Auftraggeber wollen. Verstehst du mich? Er arbeitet für Mr. Sanguinetti, und Mr. Sanguinetti hielt es für ratsam, uns hierherzuschicken. Wir sollen aufpassen, bis der Lastwagen kommt. Mr. Sanguinetti wollte eine junge Dame wie Sie nicht die ganze Nacht allein hierlassen. Deshalb hat er uns geschickt. Richtig, Sluggsy?« »Genau.« Der Kahle lachte leise. »Wir wollen dir Gesellschaft leisten, Baby. Damit dich die Wölfe nicht überfallen können. Bei deinen Kurven brauchst du bestimmt manchmal Schutz.«

Ich senkte den Stuhl ein wenig. »Also, wie heißen Sie? Wo haben Sie Ihre Ausweise?«

Auf dem Regal über der Bar stand die letzte Büchse Maxwell-Kaffee. Sluggsy wirbelte plötzlich herum, und in seiner rechten Hand - ich hatte gar nicht gesehen, wie er den Revolver gezogen hatte - blitzte es auf. Ein Schuß krachte. Die Büchse stürzte um und fiel vom Regal. Sie hatte den Boden noch nicht erreicht, da peitschte ein zweiter Schuß, und braunes Kaffeepulver spritzte auseinander. Dann war es still. Der Revolver war verschwunden. Sluggsy drehte sich nach mir um. Seine Augen blickten mich fast heiter an.

»Na, zufrieden mit unseren Ausweisen, Baby?« fragte er sanft.

Die kleine Wolke blauen Rauchs erreichte mich, und ich roch das Pulver. Meine Knie zitterten. Ich sagte, hoffentlich verachtungsvoll: »Sie haben den letzten Kaffee verschwendet. Und Ihre Namen?«

»Das Mädchen hat recht«, mischte sich der Magere ein. »Du hättest den Kaffee nicht ausschütten sollen, Sluggsy. Aber sehen Sie, junges Fräulein, Sluggsy weiß mit allen Arten von Metallwaren gut umzugehen. Er heißt übrigens Sluggsy Morant. Ich bin Sol Horowitz. Man nennt mich >Horror<. Warum, weiß ich nicht. Hast du 'ne Ahnung, Sluggsy?« Sluggsy lachte kichernd. »Vielleicht hast mal jemandem einen Schrecken eingejagt, Horror. Vielleicht einer ganzen Menge von Leuten. So hab' ich's jedenfalls gehört.« Horror enthielt sich jeden Kommentars. »Okay«, meinte er ruhig. »Marsch, Sluggsy! Schau dir endlich die Zimmer an. Und du, mein Kind, machst uns was zu essen. Wenn du dich anständig benimmst, dann passiert dir auch nichts.« Sluggsy verzehrte mich mit den Augen. »Jedenfalls nicht viel«, fügte er hinzu. Dann trat er zum Schlüsselbrett hinter dem Empfangstisch, nahm alle Schlüssel herunter und verschwand durch den Hinterausgang. Ich stellte den Stuhl nieder und durchquerte so unbefangen wie möglich den Raum. Horror schlenderte gemächlich zu einem Tisch in der Ecke. Er zog einen Stuhl heraus, drehte ihn um und schob ihn sich zwischen die Beine. Dann setzte er sich, stützte die verschränkten Arme auf die Rückenlehne, legte sein Kinn darauf und beobachtete mich gleichgültig, doch aufmerksam. »Ich nehme auch Rühreier«, erklärte er so leise, daß ich ihn kaum hörte. »Mit knusprigem Schinken. Buttertoast. Wie steht's mit Kaffee?«

»Ich seh' mal nach, was übrig ist.« Hinter der Theke kauerte ich mich auf den Boden. Die Büchse war an vier Stellen durchlöchert. Es war nur noch wenig Kaffee darin, das meiste war über den Boden verstreut. Ich stellte die Büchse beiseite und wischte den gemahlene Kaffee vom Boden auf einen Teller, ohne mich darum zu kümmern, wieviel Staub damit vermischt war.

Ich kauerte etwa fünf Minuten hinter der Theke, ließ mir Zeit und bemühte mich verzweifelt, einen Plan zu entwickeln. Diese Männer waren Gangster. Sie arbeiteten für Mr. Sanguinetti. Das schien gewiß, da sie meinen Namen entweder von ihm oder von den Phanceys erfahren haben mußten. Was sie mir sonst

erzählt hatten, waren Lügenmärchen. Man hatte sie trotz dieses schweren Gewitters hierhergeschickt; folglich steckte dahinter ein ganz bestimmter Zweck. Aber was? Sie wußten, daß ich Kanadierin war, daß ich am nächsten Tag zur Polizei gehen und ihnen Schwierigkeiten bereiten konnte. Der Mann namens Sluggsy war in San Quentin gewesen. Und der andere? Natürlich auch! Deshalb war er ja so fahl, so leichenhaft blaß. Er war wahrscheinlich erst vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassen worden. Er roch beinahe noch danach. Es drohte ihnen also wirklich Gefahr von mir, wenn ich zur Polizei ging, erzählte, daß ich Journalistin sei und die Absicht hätte, einen Bericht darüber zu schreiben, was alleinstehenden Mädchen in den Vereinigten Staaten zustoßen konnte. Würde man mir aber glauben? Das Schild! Ich war allein hier gewesen, und dennoch hatte ich es eingeschaltet! Ging daraus nicht hervor, daß ich Gesellschaft wünschte? Warum hatte ich mich so herausstaffiert, als sei ich auf Männerfang, wenn ich angeblich allein sein wollte. Ich schüttelte ratlos den Kopf. Was wollten die beiden Männer hier? Sie fuhren einen Personenwagen. Wenn sie beabsichtigten, das Motel zu berauben, dann hätten sie einen Lastwagen mitgebracht. Vielleicht waren sie wirklich hergeschickt worden, das Motel zu bewachen, und behandelten mich so rauh, weil Gangster sich eben so benahmen. Aber was stand mir noch bevor? Was würde heute nacht geschehen? Ich stand auf, um das Essen zu machen. Es war klüger, ihnen entgegenzukommen. Ich durfte sie nicht in Wut bringen. Jeds Schürze lag zusammengerollt in einer Ecke. Ich hob sie auf und band sie mir um. Eine Waffe? In der Besteckschublade lagen ein kleiner Eispickel und ein langes, sehr scharfes Tranchiermesser. Ich nahm den Eispickel heraus und steckte den Griff unter der Schürze in meinen Hosenbund. Das Messer verbarg ich unter einem Geschirrtuch neben dem Spülbecken. Daneben stellte ich eine Reihe von Gläsern und Tassen auf, die ich notfalls als Wurfgeschosse verwenden wollte. Kindisch? Es war alles, was ich hatte. Ab und zu blickte ich zum anderen Ende des Raumes. Die Augen des Mageren waren unverwandt auf mich gerichtet, erfahren im Verbrechen und seinen Abwehrmaßnahmen. Er wußte, was in mir vorging, daß ich

meine Verteidigung plante. Ich fühlte es, doch trotzdem setzte ich meine Vorbereitungen fort. Mich erfüllte nur ein Gedanke: wenn sie mir weh tun, dann muß ich ihnen wieder weh tun. Wenn sie sich auf mich stürzen, mich vergewaltigen, mich töten, dann sollen sie es wenigstens nicht leicht haben.

Vergewaltigen? Töten? War das ihre Absicht? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, daß ich in einer verzweifelten Lage war. Das las ich auf den Gesichtern dieser Männer - dem gleichgültigen Gesicht und dem gierigen Gesicht. Sie hatten es beide auf mich abgesehen. Warum? Das wußte ich nicht. Ich hatte acht Eier in eine Schüssel geschlagen. Das große Stück Butter war in der Pfanne geschmolzen. In der anderen Pfanne begann der Schinkenspeck zu zischen. Ich goß die Eier in die Pfanne und begann zu rühren. Während meine Hände mechanisch ihre Arbeit taten, kreisten meine Gedanken um einen Plan zur Flucht. Alles hing davon ab, ob Sluggsy, wenn er von seiner Inspektionsrunde zurückkehrte, daran dachte, die Hintertüre abzuschließen. Wenn nicht, konnte ich versuchen, auf diesem Weg zu entkommen. Die Vespa würde ich nicht gebrauchen können. Sie würde nicht sofort anspringen. Es würde zu lange dauern, den Motor anzuwerfen. Meine Habseligkeiten, mein Geld würde ich zurücklassen müssen. Ich würde wie ein Hase im Wald Schutz suchen müssen. Ich überlegte, daß es keinen Sinn hatte, nach rechts zu laufen. Der See hinter dem Gebäude würde meine Flucht aufhalten. Nein, ich würde nach links rennen. Dort bot sich kein Hindernis, nur endlose Wälder erwarteten mich. Es war nicht ausgeschlossen, daß ich mich hoffnungslos verirrte. Aber ich würde mich schon durchschlagen. Die Hauptsache war, ich entkam diesen Männern.

Die Eier waren fertig. Ich häufte sie auf eine Platte und legte die Schinkenscheiben auf den Rand. Die gerösteten Brotscheiben stapelte ich auf einen Teller, legte ein Stück Butter dazu, und stellte alles zusammen auf ein Tablett. Eine kleine Staubwolke stieg auf, als ich das kochende Wasser über den Kaffee goß, und ich hoffte, die beiden würden daran ersticken. Dann trug ich das Tablett, mit dem beruhigenden Gefühl, in der Schürze

weniger aufreizend zu wirken, zu dem Tisch, wo der magere Mann saß.

Als ich es absetzte, hörte ich, wie die Hintertür krachend zugeschlagen wurde. Das Schnappen des Schlosses vernahm ich nicht. Rasch blickte ich mich um. Sluggsys Hände waren leer. Mein Herz hämmerte wild. Sluggsy trat zum Tisch. Er warf einen Blick auf das Essen, umfaßte mit einer blitzartigen Bewegung meine Taille und legte sein gräßliches Gesicht an meinen Hals. »Genau wie Muttern sie macht, Baby. Wie wär's? Wollen wir beide uns nicht zusammentun? Wenn du im Bett so gut bist wie in der Küche, dann bist du die Frau meiner Träume. Was sagst du dazu, Puppe? Abgemacht?« Ich hatte die Kaffeekanne in der Hand und holte aus, um ihm den heißen Inhalt ins Gesicht zu schütten. Horror erriet meine Absicht.

»Laß sie, Sluggsy«, befahl er scharf. »Später, habe ich gesagt.«

Die Worte kamen wie Peitschenschläge, und Sluggsy ließ mich sofort los.

»Du hättest beinahe eine Ladung heißen Kaffees in die Fresse gekriegt. Paß gefälligst auf. Wir sind nicht zum Vergnügen hier.«

Sluggsys Miene verriet Wut, aber auch Gehorsam. »Sei doch nicht so hartherzig, Horror. Die Kleine ist genau meine Kragenweite.«

Er zog einen Stuhl herbei, und ich entfernte mich hastig. Das Radio stand auf einem Tisch neben der Hintertüre. Ich drehte an den Knöpfen und stellte die Musik lauter. Die beiden Männer redeten gelassen miteinander. Besteck klirrte. Jetzt oder nie! Ich maß die Entfernung bis zur Türklinke und stürzte mich nach links.

9

Ich hörte die Kugel in den Metallrahmen der Tür schlagen. Dann rannte ich, so schnell ich konnte, über das feuchte Gras, mit der einen Hand den Eispickel festhaltend. Glücklicherweise

hatte der Regen nachgelassen, doch das Gras war schlüpfzig, und meine Sandalen hatten glatte, flache Ledersohlen. Ich wußte, daß ich nicht schnell genug lief. Ich hörte hinter mir die Tür aufspringen, und Sluggsys Stimme rief: »Halt, sonst kannst du dir die Radieschen von unten ansehen!« Dann folgten Schüsse. Nur noch zehn Meter, dann hatte ich die Ecke des Gästegebäudes erreicht und war außerhalb des Lichtkreises. Ich zog den Kopf ein und hetzte im Zickzack dahin, in nervöser Angst vor der nächsten Kugel. Aus dem Fenster des letzten Gästezimmers fielen klirrend Scherben. Dann eilte ich um die Ecke. Als ich mich unter den tropfenden Ästen der Bäume verbarg, hörte ich, wie ein Motor ansprang. Was sollte das bedeuten?

Ich kämpfte mich mühsam vorwärts. Die nassen Äste der Fichten peitschten meine Arme, die ich über das Gesicht gelegt hatte. Es war stockdunkel, und ich konnte nicht einmal einen Meter weit sehen. Und dann wurde es plötzlich hell. Ich schluchzte verzweifelt auf, als mir klar wurde, weshalb der Motor des Wagens angelassen worden war. Die Scheinwerfer hatten mich erfaßt. Als ich versuchte, dem Lichtschein zu entrinnen, hörte ich das Brummen des Motors, als der Fahrer die Position des Wagens änderte, und gleich darauf war ich wieder in einem Lichtkreis gefangen. Ich mußte die Richtung einschlagen, die die Bäume mir gestatteten. Ich war kaum weiter als dreißig Meter in den Wald eingedrungen. Mein Atem ging keuchend. Die Fetzen hingen bereits von meinen Kleidern, meine Füße begannen schon zu schmerzen. Ich wußte, ich konnte nicht lange durchhalten. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, einen Moment aus dem Lichtkreis zu entrinnen, unter einen Baum zu kriechen und mich dort zu verstecken. Doch warum schoß niemand? Ich torkelte nach rechts, aus dem Lichtkegel heraus, und ließ mich auf die Knie fallen. Vor mir erhob sich ein kräftiger Baum. Seine breiten Äste streiften den Boden, und ich kroch unter ihnen hindurch, lehnte mich an den Stamm und bemühte mich, ganz leise zu atmen.

Dann hörte ich, daß einer von den beiden mich verfolgte. Hin und wieder blieb er stehen und lauschte. Wenn er auch nur die

geringste Ahnung hatte, wie man ein Wild verfolgt, würde er mich bald entdecken. Er brauchte nur auf die gebrochenen Äste und die zertretene Erde zu achten. Leise schob ich mich auf die andere Seite des Stammes, die ihm abgewandt war, und beobachtete den Lichtschein des Wagens, der die nassen Zweige über mir anleuchtete. Die Schritte, das Geräusch brechender Äste kamen näher. Jetzt konnte ich den schweren Atem hören. Sluggsys Stimme sagte leise, ganz in der Nähe: »Komm heraus, Baby! Sonst setzt's was. Das Versteckspiel ist aus!«

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe streifte suchend von einem Baum zum anderen. Er wußte, daß ich nur wenige Meter von ihm entfernt war. Dann richtete sich der Lichtstrahl auf den Boden unter meinem Baum. Ich erkannte Sluggsys Stimme: »Hat Papa dich endlich gefunden! Komm, Baby!« Hatte er mich wirklich entdeckt? Ich hielt den Atem an. Das Krachen eines Schusses ertönte. Die Kugel bohrte sich hinter meinem Kopf in den Stamm. »Das ist nur eine Mahnung, Baby. Beim nächstenmal sind deine niedlichen kleinen Füße dran.«

Die hatte er also gesehen. »Schon gut«, sagte ich erschöpft. »Ich komme. Schießen Sie nicht.« Auf allen vieren kroch ich unter dem Baum hervor.

Der Mann wartete auf mich. Auf seinem kahlen Kopf spiegelte sich das Licht. Sein Revolver war auf meinen Magen gerichtet. »Okay. Geh vor mir her. Und wenn du stehenbleibst, dann gib'ts einen Tritt.«

Ich stolperte zwischen den Bäumen hindurch auf die unbarmherzig strahlenden Augen des Wagens zu. Die Hoffnungslosigkeit übermannte mich. Was hatte ich getan, um das zu verdienen? Warum hatte Gott gerade mich zum Opfer dieser beiden Männer auserkoren? Jetzt würde ich ihre Wut erst richtig zu spüren bekommen. Sie würden mich martern und später bestimmt töten. Doch die Polizei würde die Kugeln in meinem Körper finden. Welch gräßliches Verbrechen hatten sie vor, daß sie nicht einmal die Beweise fürchteten, die meine Leiche liefern würde? Gleichgültig, um welches Verbrechen es sich handelte, sie schienen gewiß zu sein, daß danach keine

Beweise mehr vorhanden sein würden. Sie würden mich einscharren, mich mit einem Stein um den Hals in den See versenken!

Ich trat unter den Bäumen hervor. Der magere Mann lehnte sich aus dem Wagen. »Okay«, rief er Sluggsy zu. »Bring sie ins Motel. Tu ihr nichts. Das übernehme ich.« Er schaltete den Rückwärtsgang ein.

Sluggsy trat neben mich. Seine freie Hand betastete mich lüstern. Ich sagte nur: »Nicht!« Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, mich zu wehren.

»Jetzt sitzt du in der Patsche, mein Schatz«, erklärte er leise. »Horror kennt kein Pardon. Der macht dich fertig. Wenn du jetzt ja sagst und versprichst, brav zu sein, dann kann ich vielleicht ein gutes Wort für dich einlegen. - Also?« Ich sammelte meine letzte Willenskraft. »Lieber würde ich sterben, als mich von Ihnen berühren zu lassen.« »Wie du willst. Tust du's nicht freiwillig, dann hol' ich mir's mit Gewalt. Ungeschoren kommst du mir nicht davon. Kapiert?« Er kniff mich böse, so daß ich aufschrie. »So ist's richtig. Sing, Baby. Übung macht den Meister.« Er stieß mich durch die offene Tür und schloß hinter mir ab. Der Raum sah noch genauso aus wie vorher - helles, freundliches Licht, der Duft von Speck und Kaffee. Aus dem Radio dröhnte Tanzmusik. Ich dachte daran, wie glücklich ich erst vor wenigen Stunden in diesem Raum gewesen war. Ich dachte an die Erinnerungen, denen ich mich in diesem Lehnstuhl hingegeben hatte. Wie lächerlich waren plötzlich die Erlebnisse der letzten Jahre! Das Kino in Windsor? Es war eine Szene in einem miserablen Theaterstück. Zürich? Ein Paradies. Der wahre Dschungel der Welt mit seinen wahren Ungeheuern zeigt dem Menschen nur selten sein Gesicht. Doch er umgibt ihn immer. Wenn man einen falschen Schritt macht, eine falsche Karte ausspielt im Spiel des Schicksals, dann streckt der Dschungel die Arme nach einem aus und man ist verloren - verloren in einer Welt, wie man sie sich niemals vorgestellt hat.

Der Mann namens Horror stand in der Mitte des Raumes, nachlässig, entspannt, mit herabhängenden Armen. Seine gleichgültigen Augen waren auf mich gerichtet. Dann hob er

seine rechte Hand und krümmte den Zeigefinger. Meine kalten, schmerzenden Füße bewegten sich auf ihn zu. Als ich nur noch einige Schritte von ihm entfernt war, erwachte ich aus der Trance. Mir fiel plötzlich der Eispickel ein, und meine Hand griff nach dem Bund meiner Hose. Ich spürte die Waffe unter der Schürze. Es würde schwierig sein, ihn herauszuziehen. Vor dem Mann blieb ich stehen. Die Augen starrten mich an. Seine rechte Hand fuhr hoch wie eine gereizte Schlange und schlug mich klatschend rechts und links ins Gesicht. Die Tränen traten mir in die Augen, und ich duckte mich, als wollte ich weiteren Schlägen ausweichen. Gleichzeitig, durch meine gebückte Haltung verdeckt, fuhr meine rechte Hand in den Hosensack, und als ich mich wieder aufrichtete, stürzte ich mich auf ihn und schlug wild nach seinem Kopf. Der Eispickel traf, aber er ritzte nur die Haut, und sofort wurden meine Arme von hinten gepackt. Ich wurde zurückgerissen.

Blut quoll aus der Wunde über der Schläfe. Vor meinen Augen rann es hinunter zum Kinn. Doch das graue Gesicht blieb unbewegt. Es verriet keinen Schmerz, nur erbarmungslose Entschlossenheit, und in den schwarzen Augen schimmerte es rötlich. Der magere Mann trat auf mich zu. Meine Hand öffnete sich, und der Eispickel fiel klirrend zu Boden. Es war eine Reflexbewegung - das Kind, das die Waffe fallen ließ. Ich gebe auf. Ich kapituliere.

Und dann begann er langsam, beinahe mit Wollust, mich zu schlagen, bald mit der offenen Hand, bald mit der Faust. Er teilte seine Schläge mit überlegter, erotischer Grausamkeit aus. Zuerst wand ich mich, krümmte mich und trat mit den Füßen. Dann begann ich zu schreien, und das graue Gesicht mit dem Blutfaden tanzte vor mir auf und ab. Und die Hände schlugen und schlugen.

Ich kam im Duschaum meines Zimmers zu mir. Nackt lag ich auf den Fliesen, neben mir das armselige Häufchen zeretzter Kleider. Sluggsy, der an der Wand lehnte und auf einem hölzernen Zahnstocher kaute, hatte die Hand am Kaltwasserhahn. Seine Augen waren gierige, blitzende Schlitze. Er drehte das Wasser ab, und irgendwie kam ich auf die Knie.

Ich wußte, daß ich erbrechen mußte. Es war mir gleichgültig. Ich war ein gebändigtes, winselndes Tier - bereit zu sterben. Es würgte mich. Sluggsy lachte. Er beugte sich vor und klopfte mir aufs Gesäß.

»Nur zu, Baby. Jeder muß erst mal kotzen, wenn er zusammengeschlagen worden ist. Danach kannst du dich waschen, ein hübsches Kleid anziehen und wieder hinüberkommen. Die Eier sind ganz kalt geworden, weil du so plötzlich abgehauen bist. Jetzt ist aber Schluß mit den Dummheiten. Na, ich nehme an, du hast die Nase sowieso voll. Ich passe auf dich auf. Komm, stell dich jetzt nicht so an. Kein Blut, kaum eine Beule. Horror weiß die kleinen Mädchen zu nehmen. Du hast unverschämtes Glück gehabt. Er ist ein jähzorniger Bursche. Wenn er wirklich wütend gewesen wäre, dann könnten wir jetzt eine Grube für dich schaufeln. Also, bis gleich.«

Ich hörte die Tür des Zimmers zuschlagen, und dann konnte ich mich nicht mehr beherrschen.

Ich brauchte eine halbe Stunde, um mich einigermaßen zu erholen. Am liebsten hätte ich mich auf mein Bett geworfen und gewartet, bis die beiden endlich Schluß mit mir machten. Doch allmählich erwachte mein Lebenswille wieder, als ich mich anzog und mein Haar bürstete. Leise begann sich in mir der Gedanke zu regen, daß ich vielleicht das Schlimmste überstanden hatte. Wenn nicht, weshalb war ich dann noch am Leben? Sluggsy wußte so gut mit seinem Revolver umzugehen, daß er mich bestimmt mit Leichtigkeit hätte erschießen können, als ich hatte davonlaufen wollen. Seine Kugeln hatten mich um Haaresbreite verfehlt, wahrscheinlich absichtlich, um mir einen Schrecken einzujagen.

Ich zog meinen weißen Motorradanzug an und steckte meine Geldbörse in eine der Taschen - nur für den Fall. Für welchen Fall? Eine zweite Fluchtmöglichkeit würde es nicht geben. Und dann schleppte ich mich hinüber ins Hauptgebäude. Es war elf Uhr. Der Regen hatte ganz aufgehört. Der Mond hing zwischen rasch dahintreibenden Wolkenfetzen, tauchte den Wald von Zeit zu Zeit in bleiches Licht. Sluggsy lehnte im Türrahmen und

kaute auf seinem Zahnstocher. Als ich näher kam, machte er mir Platz.

»So ist's recht. Wie aus dem Ei gepellt. An manchen Stellen tut's wohl noch 'n bißchen weh, was? Mußt eben heute nacht auf dem Rücken schlafen. Aber das paßt uns beiden ja recht gut, nicht wahr, Baby?«

Als ich nichts erwiderte, packte er mich am Arm. »He, he! Warum so stolz, Zuckerpuppe? Dir fehlt wohl die Ausgleichsbehandlung auf der anderen Seite?« Er machte eine drohende Bewegung mit der rechten Hand. »Tut mir leid.«

»Okay, okay.« Er ließ mich los. »So, jetzt geh 'rein und stell dich an den Herd. Und laß dir ja nicht einfallen, mich oder meinen Freund Horror zu reizen. Schau mal, wie du den verunstaltet hast!«

Der magere Mann saß an seinem alten Tisch. Die Hausapotheke stand vor ihm. Über seiner rechten Schläfe prangte ein breites Pflaster. Ich streifte ihn mit einem ängstlichen Blick und ging hinter die Theke. Sluggsy setzte sich zu ihm, und sie begannen mit leiser Stimme miteinander zu sprechen. Als ich den Kaffee und die Eier zubereitete, spürte ich, daß ich Hunger hatte. Ich konnte das nicht verstehen. Seit die beiden Männer durch die Tür getreten waren, hatten mich Furcht und Schrecken so verkrampft, daß ich nicht einmal einen Schluck Kaffee hinuntergebracht hätte. Natürlich war mein Magen jetzt leer, weil ich erbrochen hatte, doch auf eine seltsame, recht beschämende Weise fühlte ich mich durch die Prügel, die ich bezogen hatte, entspannt und gelöst. Der Schmerz, der viel stärker gewesen war als die Spannung, mit der ich ihn gefürchtet hatte, hatte meine verkrampften Nerven gelockert. Ich spürte ein eigentümliches Gefühl von Wärme und Frieden. Natürlich war ich noch immer verängstigt, doch ich hatte nicht mehr das Bedürfnis, mich gegen die Gefahr aufzulehnen. Ich war unterwürfig, fatalistisch. Und gleichzeitig meldete mein Körper, daß er Nahrung brauchte. Er wollte seine Kraft zurück, er wollte leben. Ich machte Rührei, Kaffee und Toast für die beiden Männer und mich, und nachdem ich ihnen ihr Essen gebracht hatte, setzte ich mich hinter die Theke,

damit sie mich nicht sehen konnten, und begann zu essen. Danach steckte ich mir eine Zigarette an. In dem Augenblick, als ich sie anzündete, wußte ich, daß das unklug war. Es lenkte die Aufmerksamkeit auf mich. Schlimmer noch, es bewies, daß ich mich erholt hatte, daß es sich wieder lohnte, mich zu quälen. Doch das Essen und die einfache Handlung, es zu verzehren, hatten mich beinahe berauscht. Es war ein Teil des alten Lebens, wie es gewesen war, ehe diese Männer erschienen waren. Jeder Bissen - die Gabel voll Ei, das Stück Schinken, die Brotkrumen - war etwas Wunderbares, das all meine Sinne gefangennahm. Schon die Tatsache, daß man lebte, war köstlich. Wenn ich mit dem Leben davonkommen sollte, würde ich dankbar sein für jeden Atemzug, den ich tat, für jede Mahlzeit, die ich aß, für jede Nacht, in der ich die kühle Berührung der Laken spüren konnte. Warum hatte ich all das nicht schon früher gewußt? Warum hatten meine Eltern, meine verlorene Religion es mich nicht gelehrt? Nun, ich wußte es jetzt. Ich hatte es selbst entdeckt. Die Liebe zum Leben wird aus der Erkenntnis des Todes geboren, aus dem Grauen davor. Ich war berauscht vom Essen, vom Alleinsein hinter der Theke. Und da wollte ich diesen Augenblick noch länger auskosten und steckte mir eine Zigarette an.

Etwa eine Minute später erstarb das Stimmengemurmel. Das Scharren eines Stuhls, der zurückgeschoben wurde, übertönte die leise Musik aus dem Radio. Jetzt stieg neue Angst in mir auf. Ich drückte meine Zigarette in der leeren Kaffeetasche aus, stand auf, stapelte mit raschen Bewegungen Teller und Tassen im Spültisch und drehte den Wasserhahn an. Ich blickte nicht auf, doch ich sah Sluggsy durch den Raum kommen. Er lehnte sich an die Theke. Ich hob den Kopf, als sei ich überrascht. Noch immer kaute er auf seinem Zahnstocher, schob ihn zwischen seinen wulstigen Lippen von einer Seite auf die andere. Er legte eine Schachtel Kleenex auf die Theke und zog ein paar Tücher heraus. Nachdem er sich geräuschvoll geschneuzt hatte, ließ er die Papiertücher achtlos zu Boden fallen. »Du hast mir einen Katarrh aufgebrummt, Baby«, stellte er mit liebenswürdiger Stimme fest. »Kommt von der Jagd im

Wald. Ganz übel wegen meiner Krankheit, dieser Alopecia. Hast du gewußt, daß man da auch die Haare in der Nase verliert? Genau wie die anderen. Und weißt du, was dabei 'rauskommt? Daß einem die Nase ganz ekelhaft tropft, wenn man eine Erkältung kriegt. Du hast mir die Erkältung aufgehängt, Baby. Das bedeutet alle vierundzwanzig Stunden eine Schachtel Kleenex. Vielleicht noch mehr. Hast du darüber schon mal nachgedacht? Hast du schon mal über Leute nachgedacht, die keine Haare in der Nase haben?« Die wimpernlosen Augen funkelten plötzlich vor Zorn. »Ach, ihr Weiber seid alle gleich! Denkt immer nur an euch selbst. Ihr wollt euch nur amüsieren.«

Ich sagte ruhig, mit leiser Stimme, die die Radiomusik fast verschluckte. »Sie tun mir leid. Aber weshalb tue ich Ihnen nicht leid?« Ich sprach schnell und eindringlich. »Warum sind Sie beide hierhergekommen, um mich zu prügeln und herumzustoßen? Was habe ich Ihnen getan? Warum lassen Sie mich nicht weg? Ich verspreche Ihnen, keinem Menschen etwas zu sagen, wenn Sie mich fortlassen. Ich habe ein bißchen Geld. Einen Teil könnte ich Ihnen geben. Vielleicht zweihundert Dollar. Mehr kann ich mir nicht leisten. Ich will bis nach Florida. Bitte, lassen Sie mich doch weg!« Sluggsy antwortete mir mit brüllendem Gelächter. Er drehte sich um. »Unsere Zuckerpuppe bietet uns zweihundert Dollar, wenn wir sie abhauen lassen!« rief er. Der Magere zuckte die Achseln. Doch er blieb stumm. Sluggsy wandte sich wieder mir zu. Seine Augen blieben hart, ohne Erbarmen. »Mach dir keine Illusionen, Baby. Du spielst mit, und zwar eine Hauptrolle. Solltest dich eigentlich geschmeichelt fühlen, daß sich solche Leute wie Horror und ich für dich interessieren, ganz zu schweigen von Mr. Sanguinetti, dem Oberbonzen.« »Und welche Rolle spiele ich? Wozu brauchen Sie mich?« »Das wirst du noch früh genug erfahren«, versetzte Sluggsy mit einem gleichgültigen Achselzucken. »Inzwischen würde ich dir raten, die Klappe zu halten und nicht so viel Blödsinn zu quatschen. Tu lieber was. He, das ist schöne Schnulzenmusik. Komm, wir wollen mal eine Sohle aufs Parkett legen, daß Horror die Augen übergehen.

Dann marsch in die Federn mit uns beiden. Komm, Kleine.« Er streckte die Arme aus und schnalzte im Takt der Musik mit den Fingern. »Tut mir leid. Ich bin müde.«

Sluggsy lehnte sich wieder an die Theke. »Du elendes kleines Miststück«, sagte er wütend. »Mich kannst du nicht auf den Arm nehmen. Dich werde ich lehren, was Müdigkeit ist!« In seiner Hand lag plötzlich ein kleiner schwarzer Lederknüppel. Mit einem Schlag ließ er ihn auf die Theke sausen. Eine tiefe Kerbe zeigte sich in der Platte aus Kunststoff. Gemächlich trottete er um die Theke herum, summte vor sich hin, während seine Augen sich an mir festsaugten. Ich wich in die hinterste Ecke zurück. Es war mein letzter Ausweg. Irgendwie mußte ich ihm seine Gemeinheit heimzahlen, ehe ich unterlag. Meine Hand tastete nach der offenen Besteckschublade. Unvermittelt griff ich hinein und schleuderte blitzschnell Messer und Gabeln in die Luft. Er duckte sich nicht schnell genug. Klirrend traf das Silber seinen Kopf. Ich warf immer weiter, doch er hatte den Kopf eingezogen, und der Regen von Messern und Gabeln verletzte ihn nicht. Er hob eine Hand zum Gesicht und wich fluchend zurück. Jetzt eilte der Magere mit großen Schritten durch den Raum. Ich packte das Tranchiermesser und stürzte mich auf Sluggsy. Doch er sah mich kommen und suchte hinter einem Tisch Deckung. Ohne Eile nahm Horror sein Jackett ab und wickelte es sich um den linken Arm. Dann hoben sie beide Stühle hoch und drangen, die Stuhlbeine vorgestreckt wie die Hörner eines Stiers, von beiden Seiten auf mich ein. Ich zielte auf Sluggsys rechten Arm, doch ich verfehlte ihn, und das Messer wurde mir aus der Hand geschlagen. Ich konnte nur noch hinter der Theke Zuflucht suchen.

Sluggsy, der noch immer den Stuhl hochhielt, eilte mir nach, und während ich ihm reglos gegenüberstand, in jeder Hand einen Teller, beugte sich der Magere rasch über die Theke und packte mich bei den Haaren. Ich schleuderte die Teller zur Seite, doch sie zersprangen nur auf dem Boden. Dann wurde mein Kopf nach rückwärts zur Theke hinuntergezogen, und Sluggsy beugte sich über mich. »Okay, Horror, laß sie los. Das ist für mich.« Ich spürte die Umklammerung seiner kräftigen

Arme, die mich fast erdrückten. Sein Gesicht berührte das meine, er küßte mich brutal, während seine Hand nach dem Reißverschluß an meinem Hals griff und ihn bis zur Taille auf zog. Und dann ertönte das schrille Summen am Haupteingang, und alle erstarrten.

10

»Allmächtiger, was ist denn das?« Sluggsy hatte von mir abgesehen. Seine Hand steckte in der Lederjacke. Horror erholte sich zuerst. Auf seinen Zügen stand kalter Ärger. »Geh 'rüber zur Tür, Sluggsy. Schieß erst, wenn ich es dir sage. Und du -« wütend zischte er mir die Worte zu - »bringst deine Kleider in Ordnung. Du mußt an die Tür. Und wenn du deine Sache nicht gut machst, dann gnade dir Gott. Kapiert? Dann kriegst du eine Kugel in deinen hübschen Körper. Los, geh jetzt an die Tür und schau nach, wer draußen ist. Du kannst den Leuten die gleiche Geschichte auftischen wie uns. Verstanden? Mach nicht so ein blödes Gesicht. Kein Mensch tut dir was, wenn du machst, was dir gesagt wird. Zieh den Reißverschluß 'rauf, verdammt nochmal!« Ich zog verzweifelt, doch der Reißverschluß hing fest. »Mensch, dann halt das Ding eben über der Brust zusammen. Aber mach dich endlich auf die Socken. Ich bleibe hinter dir. Ein falsches Wort, und dir bleibt nicht mal Zeit für die letzte Beichte. Marsch jetzt!«

Mein Herz hämmerte gegen die Rippen. Irgendwie mußte ich mich retten, gleichgültig, was geschehen mochte. Jetzt klopfte es laut. Ich ging langsam zur Tür, während ich meinen Anzug über der Brust zusammenhielt. Ich wußte, was ich als erstes zu tun hatte.

Als ich die Tür erreichte, trat Sluggsy ein wenig von der Füllung weg und sperrte sie auf. Jetzt hing alles von meiner Schnelligkeit ab. Ich umklammerte die Klinke mit der Linken, und als ich sie niederdrückte, ließ meine rechte Hand den Overall los, griff nach der Kette und löste sie. Hinter mir fluchte jemand leise, und ich spürte, wie sich ein Revolver in meinen Rücken bohrte. Doch dann riß ich die Tür weit auf, so daß

Sluggsy gegen die Wand gedrückt wurde. Ich hatte mich blindlings darauf verlassen, daß sie, weil sie nicht wußten, ob es die Polizei oder eine Verkehrsstreife war, nicht schießen würden. Sie hatten tatsächlich nicht geschossen. Jetzt kam es nur auf den Mann an, der allein auf der Schwelle stand. Auf den ersten Blick krampfte sich alles in mir zusammen.

O Gott, noch einer von der Sorte, dachte ich. Er stand vor mir, ganz ruhig, ganz beherrscht, strahlte ebenso wie die beiden anderen tödliche Erbarmungslosigkeit aus. Er trug einen dunkelblauen Regenmantel und einen weichen Hut, der tief in die Stirn gedrückt war. Auf seiner linken Wange leuchtete eine weiße Narbe. Ich hob rasch meine Hand, um meine Nacktheit zu verbergen. Da lächelte er, und plötzlich dachte ich, es könnte vielleicht doch noch alles gut werden. Als er sprach, tat mein Herz einen Sprung. Er war Engländer! »Es tut mir leid. Ich habe eine Reifenpanne. Da sah ich das Schild, daß hier noch ein Zimmer frei ist. Kann ich für heute nacht eines haben?« Er blickte mich neugierig an. Offenbar ahnte er, daß etwas nicht in Ordnung war. Jetzt mußte ich sehr vorsichtig sein. Wenn ich etwas falsch machte, hatten wir beide nicht mehr lange zu leben. »Tut mir leid«, erwiderte ich, »aber das Motel ist geschlossen.« Gleichzeitig krümmte ich den Zeigefinger meiner Hand, die den Overall zusammenhielt, und bedeutete ihm, er sollte hereinkommen. Er sah mich verwirrt an. Ich mußte ihm einen Wink geben. »Ist es denn so schlimm, daß Sie nicht mal bis nach Lake George kommen können?«

»Unmöglich. Ich bin schon über einen Kilometer auf der Felge gefahren. Das Rad hat bestimmt schon einen Schlag.« Kaum merklich wies ich mit dem Kopf nach rückwärts, um ihn aufzufordern, hereinzukommen. »Ja, wissen Sie, jetzt sind gerade die Leute von der Versicherung hier. Die muß ich erst fragen. Warten Sie hier.« Wieder winkte ich mit dem Finger. Dann drehte ich mich um und trat zwei Schritte ins Innere, blieb jedoch so nahe an der Tür, daß keiner der beiden sie zuschlagen konnte. Der Mann im Regenmantel hatte meinen Wink verstanden und den Raum ebenfalls betreten. Als er die beiden Männer erblickte, wurden seine Gesichtszüge irgendwie

schärfer, doch er sagte ganz unbefangen: »Sie haben wahrscheinlich gehört, was ich sagte. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich hier übernachte?«

»Allmächtiger«, stellte Sluggsy verachtungsvoll fest. »Ein Engländer! Sind wir hier vielleicht bei den Vereinten Nationen?« »Nichts zu machen, mein Freund«, mischte sich der Magere scharf ein. »Sie haben gehört, was die junge Dame sagte. Das Motel ist geschlossen. Wir werden Ihnen helfen, den Reifen zu wechseln, und dann können Sie getrost weiterfahren.« »Dafür ist es doch schon ein bißchen spät«, versetzte der Engländer gelassen. »Ich will nach Süden. Ich bezweifle, daß vor Glens Falls noch ein Motel an der Straße liegt. Mir wäre es lieber, wenn ich hierbleiben könnte. Schließlich hatten Sie ja das Schild eingeschaltet.«

»Sie haben gehört, was ich sagte, Mister.« Horrors Ton wurde schärfer. Er wandte sich an Sluggsy. »Komm. Wir helfen ihm beim Reifenwechsel.« Gemeinsam näherten sie sich der Tür. Doch der Engländer ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Ich habe zufällig Freunde in Albany, recht einflußreiche Freunde. Sie sind doch sicherlich nicht erpicht darauf, Ihre Lizenz zu verlieren, nicht wahr? Auf dem Schild stand klar und deutlich >Zimmer frei<, und die Fenster waren erleuchtet. Ich bin müde und will ein Zimmer haben.« Er wandte sich mir zu. »Macht Ihnen das besondere Umstände?« »O nein«, versicherte ich. »Keineswegs. Ein Zimmer ist schnell gemacht. Ich bin sicher, daß Mr. Sanguinetti seine Lizenz nicht verlieren möchte, oder?« Mit großen unschuldigen Augen blickte ich die beiden Gangster an. Es sah so aus, als wollten sie jeden Moment ihre Waffen ziehen, doch der Magere trat nur zur Seite, und Sluggsy folgte ihm. Einen Augenblick flüsterten sie miteinander. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um dem Engländer eindringlich und flehend zuzunicken. Wieder lächelte er mir beruhigend zu.

Der Magere drehte sich um. »Okay, Mister. Sie können bleiben. Aber bilden Sie sich ja nicht ein, Sie könnten uns mit Ihren Geschichten beeindrucken. Mr. Sanguinetti hat ebenfalls Freunde in Albany. Vielleicht haben Sie recht mit dem Schild. Aber treiben Sie's nicht zu weit. Wir sind hier zuständig, und

was wir sagen, wird gemacht. In Ordnung?« »Mir soll's recht sein. Ich hole meinen Koffer.« Er steuerte wieder auf die Tür zu. »Ich helfe Ihnen«, warf ich rasch ein. Dann eilte ich ihm voraus, zog wütend an meinem Reißverschluss, beschämt über mein Aussehen. Nach einer Weile ließ er sich endlich hochziehen, und ich schloß den Anzug bis zum Hals.

Der Engländer holte mich ein. Hastig flüsterte ich ihm zu, ohne ihn anzublicken. Ich war sicher, daß einer der beiden Männer an der Tür stand und uns beobachtete. »Danke«, zischte ich. »Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind. Sie wollten mich ermorden. Bitte, passen Sie um Gottes willen auf. Die beiden sind Gangster. Ich weiß nicht, was sie wollen. Sie haben auf mich geschossen, als ich fliehen wollte.« Wir kamen zum Wagen. Es war ein dunkelgrauer Thunderbird mit cremefarbenem Verdeck. Ein herrlicher Wagen. Ich machte eine Bemerkung in diesem Sinne. Er erklärte kurz, er habe das Auto gemietet. »Gehen Sie auf die andere Seite. Tun Sie so, als bewunderten Sie den Wagen«, sagte er. Dann bückte er sich, öffnete die niedrige Tür und kramte im Inneren herum. »Sind beide bewaffnet?« fragte er. »Ja.«

»Wie viele Revolver hat jeder von Ihnen?« »Keine Ahnung. Der Kahlköpfige ist ein Scharfschütze. Wie der andere schießt, weiß ich nicht.«

Er zog einen kleinen schwarzen Koffer heraus, legte ihn auf den Boden und schlug den Deckel auf. Er zog irgend etwas unter den Kleidern hervor und ließ es in einer Brusttasche verschwinden. Dann machte er sich an den Seitenteilen des Koffers zu schaffen, zog einige dünne schwarze Gegenstände heraus, die ich für Magazine hielt, und steckte sie ebenfalls ein. Dann ließ er den Kofferdeckel zuschnappen. »Besser zu viel Munition als zu wenig«, bemerkte er, knallte ostentativ die Wagentür zu und richtete sich auf. Wir traten beide zum Heck des Wagens, um uns den platten Reifen anzusehen. Er kniete neben dem Rad nieder, und ich beugte mich über ihn. »Telefon?« fragte er kurz. »Gesperrt«, erwiderte ich. »Geben Sie mir das Zimmer neben dem Ihren.« »Natürlich.«

»Schön. Gehen wir. Halten Sie sich in meiner Nähe, gleichgültig, was die anderen tun oder sagen.« »Ja, und vielen Dank.«

Er stand auf und lächelte. »Warten Sie damit, bis wir die Sache hinter uns haben.« Gemeinsam schritten wir zurück. Sluggsy, der auf der Schwelle gestanden hatte, schloß die Tür hinter uns und sperrte ab. »Hier ist Ihr Schlüssel, Mister«, sagte er und warf den Schlüssel auf den Tisch.

Ich nahm ihn und sah mir die Nummer an. Vierzig, das letzte Zimmer links. »Der Herr nimmt Zimmer zehn neben dem meinen«, erklärte ich fest und trat zum Empfangstisch, ohne daran zu denken, daß Sluggsy alle Schlüssel bei sich hatte. Er war mir gefolgt. Jetzt grinste er. »Nichts zu machen, Baby. Von dem Burschen wissen wir nichts. Deshalb werden Horror und ich in den beiden Zimmern neben dir schlafen. Wir müssen doch darüber wachen, daß du nicht gestört wirst. Die anderen Schlüssel sind schon verpackt. Nur Nummer vierzig ist noch da.« Er wandte sich an den Engländer. »He! Wie heißen Sie eigentlich?« »Bond. James Bond.« »Aus England?«

»Stimmt. Wo ist das Meldebuch? Ich werd's Ihnen aufschreiben.«

»Sie sind ein ganz Gescheiter, was? Was tun Sie denn, um Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?« »Ich bin bei der Polizei.«

Sluggsy starrte den Engländer verblüfft an. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und drehte sich zu Horror um, der wieder an seinem alten Tisch saß. »He, Horror! Hast du das gehört? Der Bursche ist ein Bulle! Toll, was? Ein Polyp!« Horror nickte. »Dacht' ich mir doch. Na, wenn schon? Wir haben nichts Unrechtes getan.«

»Stimmt«, bestätigte Sluggsy eifrig. Er wandte sich an Mr. Bond. »Und hören Sie bloß nicht auf das, was Ihnen die Kleine da vorflunkert. Wir sind nämlich von der Versicherung. Schätzer. Arbeiten für Mr. Sanguinetti. Der hat in Troy was zu sagen. Dem gehört auch das Motel hier. Na, und der Geschäftsführer hat sich beschwert, weil Geld fehlte. Andere Sachen auch. Deshalb sind wir hergekommen, um Ermittlungen

anzustellen. Und als wir dem kleinen Aas hier Fragen stellen, knallt sie da nicht meinem Freund den Eispickel über den Schädel? Da, sehen Sie sich's an!« Er wies auf Horror. »Wie gefällt Ihnen das? Als sie kamen, wollten wir sie gerade zur Vernunft bringen. - Stimmt's nicht, Horror?«

»Genau. So war es.«

»Lauter Lügen«, warf ich zornig ein. Ich ging zur Hintertür, zeigte auf den verbogenen Rahmen und die Stelle, wo die Kugel eingeschlagen war. »Woher stammt denn dieser Einschuß?«

Sluggsy lachte laut. »Du kannst mich ja durchsuchen, Baby!« Er drehte sich nach Horror um. »Hast du hier Kugeln herumfliegen sehen?«

»Nein.« Horrors Ton war gelangweilt. Er wedelte verdrießlich mit der Hand, um auf die Theke aufmerksam zu machen. »Allerdings hab' ich gesehen, wie die junge Dame meinem Freund das gesamte Besteck nachgeworfen hat.« Seine Augen richteten sich langsam auf mich. »Stimmt das nicht? Und da unten liegt auch irgendwo ein großes Tranchiermesser. Ich hätte gute Lust, dich morgen früh wegen Tätlichkeiten einlochen zu lassen.«

»Tun Sie das!« versetzte ich hitzig. »Sie werden schon sehen, wie weit Sie damit kommen. Sie wissen ganz genau, daß ich mich nur gewehrt habe. Und was die Sache mit dem fehlenden Geld angeht, so höre ich davon zum erstenmal.« Der Engländer mischte sich gelassen ein. »Nun, es sieht so aus, als sei ich gerade rechtzeitig gekommen, um Frieden zu stiften. Wo ist das Meldebuch, damit ich mich eintragen kann?« »Das Buch hat der Chef«, versetzte Sluggsy unwirsch. »Sie müssen sich nicht eintragen. Sie brauchen auch nicht zu zahlen. Das Motel ist geschlossen. Ihre Übernachtung geht auf Kosten des Hauses.«

»Danke. Das ist sehr freundlich von Ihnen.« James Bond wandte sich an mich. »Könnte ich vielleicht ein paar Eier mit Schinken und eine Tasse Kaffee haben? Bei dem vielen Reden habe ich Hunger bekommen. Ich kann es mir selbst zubereiten, wenn das Zeug da ist.«

»O nein.« Ich rannte fast hinter die Theke. »Das tue ich gern.«

»Vielen Dank.« Er wandte Sluggsy den Rücken zu, schlenderte zur Theke und ließ sich auf einem Hocker davor nieder. Seinen Koffer legte er auf den Hocker neben sich. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie Sluggsy sich abrupt umdrehte und rasch zu dem mageren Mann hinüberschritt. Er setzte sich zu ihm und begann, leise auf ihn einzureden.

James Bond warf einen Blick über die Schulter. Dann rutschte er vom Hocker, zog seinen Regenmantel aus, legte den Hut ab und setzte sich wieder. Schweigend beobachtete er die Männer in dem langen Spiegel hinter der Theke, während ich kochte.

Er war etwa einsachtzig groß, schlank und sah gut aus. Die Augen in dem schmalen gebräunten Gesicht waren graublau und sehr klar. Als sie jetzt die beiden Männer beobachteten, blickten sie kalt und wachsam. Die starren halbgeschlossenen Augen gaben seinem Gesicht diesen harten, beinahe grausamen Zug, der mich vorhin so erschreckt hatte. Doch jetzt, da ich wußte, daß er lächeln konnte, fand ich sein Gesicht faszinierend. Er trug ein weißes Seidenhemd mit einer schmalen schwarzen Strickkrawatte, die lose herunterhing. Der Einreihler war aus irgendeinem dunkelblauen leichten Material. Die kräftigen Hände lagen ruhig auf seinen verschränkten Armen auf der Theke, und jetzt griff er hinunter in die Hüfttasche und zog ein breites Zigarettenetui heraus. Er öffnete es.

»Möchten Sie eine Senior Service? Von jetzt an werde ich wohl Chesterfield rauchen müssen.« Seine Mundwinkel zogen sich ein wenig nach unten, als er lächelte. »Nein danke. Jetzt nicht. Wenn ich gekocht habe.« »Wie heißen Sie übrigens? Sie sind doch Kanadierin, nicht wahr?«

»Ja, aus Quebec. Doch die letzten fünf Jahre habe ich in England gelebt. Ich heiße Vivienne Michel. Meine Freunde nennen mich Viv.«

»Wie sind Sie nur in diese Patsche geraten? Die beiden haben die schlimmsten Gangstervisagen, die ich seit Jahren gesehen habe. Und Troy ist ein übler Ort - eine Art Gangstervorstadt von

Albany. Der Dürre hat bestimmt vor kurzem erst eine Zuchthausstrafe abgessen. Und der andere macht den Eindruck, als sei er nicht normal. Also, wie ist das passiert?« Ich berichtete ihm in groben Zügen, wie es dazu gekommen war. Er hörte stumm zu. Noch immer drang Musik aus dem Radio, doch die beiden Gangster saßen schweigend an ihrem Tisch und ließen uns nicht aus den Augen. Deshalb sprach ich möglichst leise. Als ich gebeichtet hatte, fragte ich: »Ist es wirklich wahr, daß Sie bei der Polizei sind?« »Nicht ganz. Aber mein Beruf liegt etwa auf der gleichen Linie.«

»Sind Sie ein Privatdetektiv?« »Könnte man sagen.« »Ich wußte es.« Er lachte. »Woher?«

»Ach, ich weiß nicht. Aber Sie sehen irgendwie - irgendwie gefährlich aus. Außerdem haben Sie doch einen Revolver aus Ihrem Koffer geholt. Sind Sie« - die Frage war mir peinlich, doch ich mußte es wissen - »Beamter? Ich meine, von der Regierung?«

Er lächelte beruhigend. »O ja. Darüber brauchen Sie sich kein Kopfzerbrechen zu machen. Man kennt mich auch in Washington. Wenn wir hier heil herauskommen, dann laß ich mir die beiden nicht entgehen.« Seine Augen waren wieder kalt. »Ich werde dafür sorgen, daß sie für das, was sie Ihnen angetan haben, bestraft werden.« »Sie glauben mir also?«

»Natürlich. Jedes Wort. Nur eines kann ich mir noch nicht erklären. Welches Ziel verfolgen die beiden? Sie scheinen sich aufgeführt zu haben, als wüßten sie, daß sie mit Ihnen machen können, was sie wollen, ohne daß sie unangenehme Folgen zu fürchten haben. Und jetzt scheint sie es gar nicht weiter zu berühren, daß ich auf der Bildfläche erschienen bin. Das gefällt mir nicht. Haben sie getrunken? Rauchen sie?« »Nein. Keiner von beiden.«

»Das gefällt mir ebensowenig. Typisch für Berufsverbrecher.«

Ich hatte das Essen fertig und stellte es auf die Theke. Er aß, als wäre er wirklich hungrig. Ich fragte, ob es ihm schmeckte, und er versicherte, es wäre wunderbar. Wärme stieg in mir auf. Welch unglaubliches Glück, daß gerade dieser Mann wie durch

ein Wunder hier aufgetaucht war! Mit fast sklavenhafter Ergebenheit schwirrte ich um ihn herum, bot ihm noch mehr Kaffee an, etwas Marmelade für seinen Toast. Schließlich lachte er.

»Sie verwöhnen mich. Gönnen Sie sich endlich die Zeit für eine Zigarette. Sie haben sich die ganze Schachtel verdient.« Er gab mir Feuer. Meine Hand streifte die seine, und ich spürte einen kleinen Stich, der durch meinen ganzen Körper ging. Plötzlich merkte ich, daß ich zitterte. Rasch nahm ich Teller und Tasse und begann das Geschirr zu spülen. »Ich habe mir gar nichts verdient«, versetzte ich. »Es ist so eine Erleichterung, daß Sie hier sind. Es ist einfach ein Wunder.« Meine Stimme brach, und ich fühlte, daß Tränen in mir aufstiegen. Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Augen. Er mußte es gesehen haben, doch er tat so, als ob er nichts bemerkte.

»Ja«, meinte er statt dessen vergnügt. »Das war wirklich Glück. Zumindest hoffe ich das. Man soll sich aber nicht zu früh freuen. Hören Sie zu wir müssen hier sitzen bleiben und warten, bis die beiden irgend etwas tun. Wir müssen es ihnen überlassen, den ersten Schritt zu machen. Möchten Sie hören, wie es kam, daß ich heute abend hier auftauchte? Morgen oder übermorgen wird es sowieso in den Zeitungen stehen. Sie müssen mir aber versprechen, daß Sie meine Version von der Sache vergessen. Natürlich sind diese Vorschriften im Grund Unsinn, aber ich muß mich nach ihnen richten. Vielleicht lenkt Sie die Geschichte ein bißchen ab.«

»Ja, bitte«, sagte ich dankbar. »Erzählen Sie! Ich verspreche, daß ich den Mund halten werde. Hand aufs Herz.«

11

Ich setzte mich auf die Theke, damit er nicht zu laut zu sprechen brauchte - und damit ich in seiner Nähe sein konnte. Eine zweite Zigarette lehnte ich ab, doch er steckte sich eine an und blickte eine Weile in den Spiegel, die Augen auf die beiden Gangster gerichtet. Die beiden Männer starrten stumm und feindselig zurück. Mir gefielen ihre Wachsamkeit und ihre

augenscheinliche Gleichgültigkeit nicht. Sie wirkten so bedrückend, so unversöhnlich, als stünden alle Chancen auf ihrer Seite, als spielte die Zeit nicht die geringste Rolle für sie. Doch dieser James Bond schien sich nicht beeindruckt zu lassen. In seinen Augen lag eine Gewißheit von Stärke, von Überlegenheit, die mir beinahe Angst machte. Er hatte diese Männer nicht in Aktion erlebt. Er konnte gar nicht wissen, wozu sie fähig waren, daß sie jeden Augenblick ihre Revolver abfeuern konnten, um danach unsere Leichen, mit Steinen beschwert, in den See zu werfen. Doch dann begann James Bond zu sprechen, und ich vergaß meine Ängste, richtete meinen Blick auf sein Gesicht und lauschte.

»Wenn ein Mann, oder manchmal auch eine Frau, von der anderen Seite zu uns überläuft«, begann er, »und uns wichtige Informationen ausliefert, läuft alles nach einem festgelegten Plan ab. Im allgemeinen führt der Fluchtweg über Berlin. Zunächst wird die betreffende Person in die Zentrale der Spionageabwehr gebracht, dort nach allen Regeln der Kunst verhört und mit größtem Mißtrauen behandelt. Damit will man verhüten, einem Doppelagenten auf den Leim zu gehen. Das sind Leute, die zu uns überlaufen, nach zufriedenstellender Überprüfung durch unsere Sicherheitsbehörden sozusagen von innen heraus gegen uns arbeiten und den Russen wertvolle Informationen liefern. Es gibt auch Doppelagenten, die sich schließlich doch für uns entscheiden und dann unter unserer Kontrolle falsche Informationen an die Russen liefern. Verstehen Sie das? Es ist eigentlich nur ein kompliziertes Spiel. Aber das gilt ja auch für die internationale Politik und Diplomatie. Niemand gibt das Spiel auf. Es ist, als würden alle von einem Jagdinstinkt getrieben.« »Ja, ich verstehe. Meine Generation hat dafür kein Verständnis. Diese alten Leute! Sie sollten die Welt den Jüngeren übergeben, die nicht nur in Kriegen denken, als wären sie die einzige Lösung.«

Er lächelte. »Ich stimme Ihnen zu; aber verfechten Sie Ihre Ideen nicht zu nachdrücklich, sonst werde ich arbeitslos. Zurück zu meiner Geschichte. Wenn der Überläufer in Berlin auf Herz und Nieren geprüft worden ist, dann bringt man ihn nach

England, und der Handel wird abgeschlossen. Er sagt uns, was er über die russischen Raketenabschußbasen weiß, und wir geben ihm dafür einen neuen Namen, einen britischen Paß und einen Unterschlupf, in dem er vor den Russen sicher ist. Denn davor haben diese Leute natürlich am meisten Angst, daß die Russen sie aufstöbern und töten. Wenn der Überläufer sich also nach einer neuen Heimat umsieht, dann kann er zwischen Kanada, Australien, Neuseeland und Afrika wählen. Sobald er bei uns sein Wissen an den Mann gebracht hat, wird er in das Land seiner Wahl verfrachtet. Dort wird er von der örtlichen Polizei empfangen - es geht natürlich alles ganz unauffällig zu -, in einer Gemeinde eingebürgert, kurz, man behandelt ihn wie einen gewöhnlichen Einwanderer. Meistens geht alles reibungslos. Am Anfang leiden die Leute natürlich unter Heimweh und können sich nur schwer einleben, doch immer wird jemand zur Stelle sein, um ihnen beizustehen und zu helfen.«

James Bond steckte sich eine neue Zigarette an. »Ich erzähle Ihnen hier nichts, was die Russen nicht schon wissen. Geheim sind nur die Adressen der betreffenden Leute. Unter ihnen ist ein Mann, den ich Boris nennen will. Er hat sich in Kanada, in Toronto, niedergelassen. Er war ein großer Fisch, einer der besten Marineingenieure in Kronstadt, der bei der Entwicklung russischer Atom-U-Boote mitgewirkt hat. Es gelang ihm, nach Finnland zu fliehen und von dort aus nach Stockholm. Wir nahmen ihn unter unsere Fittiche und flogen ihn nach England. Häufig verlieren die Russen kein Wort über ihre Überläufer - sie fluchen und lassen sie laufen. Wenn es sich um wichtige Leute handelt, transportieren sie deren Familien nach Sibirien, um andere vom Verrat abzuschrecken. Doch Boris war ihnen zu wichtig. Sie gaben an alle ihre Geheimdienststationen die Meldung durch, ihn zu beseitigen. Zufällig hörte eine Organisation namens SPECTRE die Meldung ab.«

James Bond warf einen forschenden Blick auf die beiden Männer am anderen Ende des Raumes. Sie hatten sich nicht gerührt. Schweigend saßen sie da, beobachteten uns und

warteten. Worauf? James Bond wandte sich mir wieder zu. »Ich langweile Sie hoffentlich nicht?«

»Nein, keineswegs. Es ist aufregend. Ich glaube, ich habe irgendwann einmal über diese Organisation gelesen. In den Zeitungen vielleicht.«

»Das ist möglich. Vor knapp einem Jahr kaperte sie einen Atombomber. Die Aktion hieß >Unternehmen Feuerball<.

Erinnern Sie sich vielleicht daran?« Seine Augen schienen in die Ferne zu starren. »Es spielte sich auf den Bahamas ab.«
»Natürlich entsinne ich mich. Es stand ja alles in der Zeitung. Unglaublich. Klang wie ein Abenteuerroman. - Hatten Sie damit zu tun?«

James Bond lächelte. »Nur ein bißchen. - Der springende Punkt jedoch ist, daß es uns nicht gelang, die Organisation zu sprengen. Der Kopf der Bande ist uns entwischt. Es handelt sich um einen privaten Sabotage- und Spionagering. Nun, die Gruppe arbeitet wieder und hat, wie schon gesagt, gehört, daß die Russen Boris' Beseitigung wünschen. Irgendwie entdeckten sie seinen Unterschlupf. Diese Leute sind sehr gut informiert. Sie wandten sich also an die russische Geheimdienstzentrale in Paris und erklärten, sie würden Boris für hunderttausend Pfund unschädlich machen. Moskau muß wohl auf den Vorschlag eingegangen sein, denn die Folge war, daß sich die Zentrale in Ottawa mit uns in Verbindung setzte, die berühmten Mounties. Wir arbeiten in solchen Dingen ziemlich eng mit einer ihrer Sonderabteilungen zusammen, und man meldete uns, daß sich in Toronto ein ehemaliges Mitglied der Gestapo aufhielt, ein gewisser Horst Uhlmann, der mit einheimischen Gangsterbanden Verbindung aufgenommen habe. Man erkundigte sich, ob wir etwas über diesen Mann wüßten. Soweit man bei der kanadischen Polizei informiert war, lag ihm daran, irgendeinen Ausländer beseitigen zu lassen. Er war bereit, fünfzigtausend Dollar dafür zu bezahlen. Nun, wir zählten zwei und zwei zusammen, und ein heller Junge in unserer Abteilung kam auf den Gedanken, daß es sich um das von den Russen gewünschte Attentat auf Boris handeln könnte. Deshalb schickte man mich los, um der Sache auf den Grund zu

gehen.« Er lächelte mir zu. »Vielleicht würden Sie lieber fernsehen?«

»Nein, nein. Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Nun, Sie wissen sicher, daß in Toronto in letzter Zeit allerhand los war. Nun ist Toronto sowieso nicht gerade die friedlichste Stadt. Doch jetzt ist sie ein besonders heißes Pflaster. Bandenkriege sind ausgebrochen, die immer mehr um sich greifen. Die Polizei hat sogar von Scotland Yard zwei Beamte zur Unterstützung angefordert. Einer dieser beiden Beamten brachte es fertig, einen jungen Kanadier unter die Mechanics zu schmuggeln, die abgefeimteste Verbrecherbande in Toronto, deren Verbindungen bis nach Chikago und Detroit reichen. Und dieser junge Mann bekam Wind von Uhlmann und seinem Auftrag. Nun, meine kanadischen Kollegen und ich machten uns an die Arbeit und stellten fest, daß das Opfer tatsächlich Boris sein sollte und die Mechanics sich erboten hatten, den Auftrag am letzten Donnerstag auszuführen - vor einer Woche also. Uhlmann war untergetaucht, und wir fanden keine Spur von ihm. Von unserem Verbindungsmann bei den Mechanics konnten wir nur erfahren, daß er sich bereit erklärt hatte, das Mordkommando anzuführen, dem drei hervorragende Schützen angehören sollten. Man wollte einen Frontalangriff auf die Wohnung unternehmen, in der Boris wohnte. Es war nicht gerade ein raffinierter Plan. Mit Maschinenpistolen wollten sie sich den Weg in seine Wohnung bahnen und ihn dann erschießen. Der Anschlag sollte kurz vor Mitternacht stattfinden, und man hatte verabredet, daß die Mechanics das Haus, in dem Boris lebte, unter ständiger Bewachung halten sollten, um festzustellen, ob Boris wie gewöhnlich von der Arbeit nach Hause kam und nicht mehr ausging. Abgesehen davon, daß ich Boris zu beschützen hatte, bestand meine Hauptaufgabe darin, diesen Uhlmann zu fassen, denn jetzt waren wir überzeugt, daß er SPECTRE angehörte. Natürlich konnten wir Boris nicht in Gefahr bringen, doch wenn wir ihn in Sicherheit brachten, würde der Anschlag auf sein Leben nicht stattfinden, folglich würde uns auch Uhlmann entschlüpfen. Deshalb mußte ich einen recht unangenehmen Vorschlag

machen.« James Bond lächelte grimmig. »Unangenehm für mich. Bei der Durchsicht der Fotos war mir aufgefallen, daß zwischen mir und Boris eine oberflächliche Ähnlichkeit bestand - er ist ungefähr in meinem Alter, groß, dunkel, glattrasiert. Eines Tages beobachtete ich ihn unauffällig von einem Wagen aus, prägte mir ein, wie er sich bewegte und was er trug. Dann schlug ich vor, Boris am Tag vor dem geplanten Anschlag wegzubringen und mich seine Rolle übernehmen zu lassen.«

Ich konnte nicht verhindern, daß ich ängstlich rief: »Oh, ein solches Risiko hätten Sie nicht auf sich nehmen sollen. Stellen Sie sich vor, wenn die Gangster ihren Plan geändert hätten! Sie hätten sie ja schon auf dem Heimweg auf der Straße niederschießen können.«

Er zuckte die Achseln. »Wir hatten an all das gedacht. Dieses Risiko mußten wir eingehen, dafür werde ich bezahlt. Na ja, es ist ja nichts passiert. Doch es war nicht angenehm, die Straße entlangzugehen, und ich war froh, als ich das Haus sicher erreichte. In der Wohnung, die dem Appartement von Boris gegenüberlag, hatte sich die Polizei installiert. Ich wußte, daß nichts schiefgehen konnte. Ich mußte einfach die Rolle des Köders übernehmen, damit die anderen das Wild erlegen konnten. Ich hätte Boris' Wohnung nicht zu betreten brauchen, sondern mich irgendwo im Haus verstecken können. Doch ein Gefühl warnte mich davor, und mit Recht, denn gegen elf Uhr klingelte das Telefon. Als ich mich meldete, sagte eine Männerstimme: »Ist dort Mr. Boris?« Ich sagte: »Ja, wer ist dort?« und bemühte mich, mit ausländischem Akzent zu sprechen. Der andere erklärte, er sei von der Telefonstörungsstelle, und man überprüfe nur die Anschlüsse in diesem Viertel. Danach wünschte er mir gute Nacht, und ich dankte meinem Schicksal, daß ich dagewesen war, um diesen Anruf entgegenzunehmen, dessen einziger Zweck gewesen war, Boris' Anwesenheit nachzuprüfen. Die letzte Stunde verlangte starke Nerven. Ich wußte, daß es eine Schießerei, wahrscheinlich auch Tote geben würde, und solche Aussichten sind keinem angenehm. Ich hatte zwei Pistolen bei mir, und um zehn vor zwölf nahm ich meine Position rechts neben der Tür

ein und machte mich schußbereit, für den Fall, daß es doch einem der Burschen gelingen sollte, in die Wohnung zu stürmen, ehe die Polizei ihn zu fassen bekam. Ich will Ihnen ehrlich bekennen, daß ich fast wünschte, ich hätte das Angebot der Mounties angenommen, einer ihrer Leute sollte diese Wache mit mir teilen. Die Minuten verstrichen so langsam. Ich sah förmlich den Wagen mit den Mördern vor mir, der fast geräuschlos die Straße entlangrollte, die Männer, die ausstiegen und leise die Treppe hinauf schlichen. Doch dann hätte ich fünf Stunden ununterbrochen mit dem Mann Zusammensein müssen, und abgesehen davon, daß uns bestimmt der Gesprächsstoff ausgegangen wäre, habe ich es schon immer vorgezogen, allein zu arbeiten. Die Minuten und Sekunden schlichen vorüber, und dann, pünktlich fünf Minuten vor Mitternacht, hörte ich eilige gedämpfte Schritte auf der Treppe, und gleich darauf brach die Hölle los.«

James Bond hielt inne. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Ich wußte nicht, ob er Klarheit in seine Gedanken bringen oder eine Erinnerung wegwischen wollte. Dann steckte er sich eine neue Zigarette an und fuhr fort.

»Ich hörte den Leutnant, der den Einsatz der Polizei leitete, rufen: >Polizei! Hände hoch!< Danach krachten einzelne Schüsse und ganze Salven aus den Maschinenpistolen, und irgend jemand schrie. Dann rief der Leutnant: >Fassen Sie den Mann!< Im nächsten Augenblick wurde das Schloß in der Tür neben mir gesprengt, und ein Mann stürzte herein. Er preßte eine Maschinenpistole an die Hüfte und sah sich rasch in dem Einzimmerappartement um, auf der Suche nach Boris. Ich erkannte ihn sofort. Ich hatte mir das Aussehen von Uhlmann genau eingeprägt. Er stand in meiner Schußlinie. Ich feuerte auf seine Maschinenpistole, und sie fiel ihm aus der Hand. Doch er reagierte schnell. Er sprang hinter die offenstehende Tür. Sie bestand nur aus dünnem Sperrholz. Ich mußte damit rechnen, daß er noch eine zweite Schußwaffe bei sich hatte und auf mich schießen würde, deshalb durchlöcherte ich die Füllung in einer Zickzacklinie, die von oben nach unten verlief und ging dabei immer tiefer in die Knie. Das war mein Glück,

denn plötzlich feuerte er wieder, und mir riß es fast die Haare vom Kopf. Doch zwei meiner Kugeln hatten ihn erwischt. Eine in der unken Schulter, die andere in der rechten Hüfte, wie wir später feststellten, und er brach hinter der Tür zusammen. Er lag ganz still. Die Polizisten hatten die anderen Terroristen inzwischen vertrieben und setzten ihnen auf der Straße nach, doch plötzlich erschien ein verwundeter Beamter auf der Schwelle zur Wohnung. Er kroch auf allen vieren und wollte mir helfen. »Brauchen Sie Hilfe?« fragte er mich. Uhlmann schoß durch die Tür in die Richtung, aus der die Stimme kam, und - ja, er tötete den Mann. Doch nun wußte ich, in welcher Höhe Uhlmann seine Waffe hielt, und drückte fast gleichzeitig ab. Dann sprang ich geduckt in die Mitte des Zimmers, um nochmals auf Uhlmann zu schießen, falls es nötig sein sollte. Es war nicht nötig. Er lebte noch, und als die Mounties zurückkamen, verfrachteten wir ihn in einen Sanitätswagen. Er starb am nächsten Morgen.« Bond blickte mir in die Augen, ohne mich wahrzunehmen. »Wir verloren zwei Leute«, erklärte er, »und einer wurde verwundet. Von den anderen wurden der Deutsche und einer von der Bande getötet, zwei weitere Bandenmitglieder schwer verletzt. Es war ein scheußlicher Anblick ...« Sein Gesicht wirkte plötzlich abgespannt. »Nachdem die Formalitäten erledigt waren, wollte ich weg. Meine Vorgesetzten wünschten, daß ich Washington über diese Angelegenheit eingehend Bericht erstatten soll. Ich erklärte mich einverstanden, doch unter der Bedingung, daß ich mit dem Wagen fahren konnte und nicht mit dem Flugzeug oder der Eisenbahn reisen mußte. Das erlaubte man mir, vorausgesetzt, daß meine Fahrt nicht länger als drei Tage dauern würde. Deshalb mietete ich den Wagen und machte mich heute morgen auf den Weg. Es ging alles recht gut, bis ich in dieses schwere Gewitter hineingeriet. Ich fuhr bis Lake George und wollte eigentlich dort übernachten, doch der Ort sah so wenig einladend aus, daß ich es einfach darauf ankommen ließ, als ich vorn an der Bundesstraße eine Reklametafel dieses Motels bemerkte.« Er lächelte mir zu. Jetzt sah er wieder recht munter aus. »Vielleicht habe ich geahnt, daß Sie am Ende des Weges auf mich warteten und in der

Klemme saßen.« Er lächelte wieder, streckte die Hand aus und legte sie über die meine.

»Aber Sie müssen doch todmüde sein nach der langen Fahrt!«
»Dagegen habe ich ein Mittel. Seien Sie so nett und bringen Sie mir noch eine Tasse Kaffee.«

Während ich mir an der Kaffeemaschine zu schaffen machte, öffnete er seinen Koffer und entnahm ihm ein Fläschchen mit weißen Pillen. Er schüttete zwei heraus, und als ich ihm den Kaffee hinstellte, schluckte er sie. »Das hält mich die ganze Nacht wach. Dafür kann ich morgen etwas mehr schlafen.« Seine Augen wanderten zum Spiegel. »Aha, da kommen sie!« Er lächelte mir ermutigend zu. »Haben Sie keine Angst. Ich passe schon auf, daß nichts passiert.«

Die Musik im Radio brach ab, und ein Glockenspiel gab das Zeitzeichen für vierundzwanzig Uhr.

12

Sluggsy steuerte auf die Hintertür zu und trat hinaus in die Nacht, während der Magere langsam auf uns zukam. Er lehnte sich an die Theke. »Okay, Leute, Mitternacht! In die Betten. Wir stellen jetzt den Strom ab. Mein Freund holt Petroleumlampen aus dem Lagerraum. Wozu sollen wir Strom verschwenden? Mr. Sanguinetti will das nicht.« Die Worte klangen freundlich und vernünftig. Hatten sie beschlossen, ihre Pläne aufzugeben, weil dieser Mann, James Bond, dazwischengekommen war? Ich bezweifelte es. Die Angst, die James Bond mit seiner Geschichte vertrieben hatte, kehrte wieder. Ich würde die Nacht Wand an Wand mit diesen beiden Männern verbringen müssen. Ich mußte unbedingt dafür sorgen, daß sich ihnen keine Möglichkeit bot, in mein Zimmer einzudringen. Doch sie hatten einen Nachschlüssel. Ich mußte Bond bitten, mir zu helfen.

James Bond gähnte. »Also, ich freue mich jetzt auf mein Bett. Morgen habe ich noch einen langen Weg vor mir. Sie sind bestimmt auch hundemüde. Sie sind ja schon ganz bleich vor Sorgen.«

»Wie meinen Sie das, Mister?« fragte Horror scharf. »Na, Sie haben doch einen ziemlich verantwortungsvollen Beruf.«
»Wieso?«

»Als Sachverständiger für eine Versicherung. Dieses Grundstück besitzt einen großen Wert. Ich würde es auf eine halbe Million Dollar schätzen. Wie heißt übrigens die Versicherungsgesellschaft?«

»Metro - Schadenverhütung.« Der Magere lehnte noch immer lässig an der Theke, aber seine Augen waren wach und mißtrauisch. »Warum? Was geht Sie das an, Mister? Wie wär's, wenn Sie aufhören würden, in Rätseln zu sprechen und statt dessen klar und deutlich sagen, worauf Sie hinauswollen?«

»Miss Michel hat mir erzählt, daß die Geschäfte hier nicht besonders gut gehen«, meinte Bond beiläufig. »Das Motel ist wahrscheinlich noch nicht in die Vereinigung empfehlenswerter Motels aufgenommen worden. Ich kann mir vorstellen, daß es unter diesen Umständen schwierig ist, das Geschäft in Schwung zu bringen. Und trotzdem werden Sie beide in der Nacht hierhergeschickt, um die Löffel zu zählen und den Strom abzustellen.« James Bond setzte eine mitleidige Miene auf. »Mir kam nur der Gedanke, daß das Geschäft pleite sein könnte. Das wäre schade, denn die Lage ist wirklich hübsch.« Das rötliche Glitzern, das ich schon einmal in den Augen des Mannes hatte aufleuchten sehen, erschien wieder. »Ich würde Ihnen raten, hier keine dicke Lippe zu riskieren, Mister«, sagte der Magere leise. »Ihr englischer Humor gefällt mir ganz und gar nicht, kapiert? Wollen Sie vielleicht behaupten, hier wäre was faul?«

»Nur keine Aufregung, Mr. Horowitz.« James Bond lächelte breit. Doch dann erlosch das Lächeln plötzlich. »Aber ich kenne Ihren Jargon, und ich weiß, woher er kommt. Verstehen Sie jetzt, was ich meine?«

Ich nehme an, Mr. Bond wollte damit sagen, daß die beiden Ausdrücke gebrauchten, die vor allem von Verbrechern und Sträflingen gern verwendet werden. Der magere Mann verstand die Anspielung sofort. »Okay, Sie Neunmalkluger. Ihr Polypen seid alle gleich - ihr wollt immer Dreck aufwühlen, wo keiner ist.

- Kommen Sie! Zeit, schlafen zu gehen.« Als wir durch die Hintertür traten, erlosch das Licht. James Bond und ich blieben stehen, doch der Magere schritt den überdachten Weg unbeirrt entlang, als könne er in der Dunkelheit sehen. An der Ecke des Gebäudes tauchte Sluggsy auf. Er hielt zwei Petroleumlampen in der Hand. Er reichte Bond und mir eine. Sein kahles Gesicht, das im Licht gelb schimmerte, verzog sich zu einem Grinsen. »Träumt süß, ihr beiden!«

James Bond folgte mir zu meinem Zimmer und trat ein. Er schloß die Tür. »Ich habe keine Ahnung, was die beiden vorhaben, aber zunächst kommt es darauf an, daß Sie heute nacht sicher sind. Also, dann wollen wir mal sehen.« Er blickte sich im Zimmer um, untersuchte die Fensterhaken, die Türangeln, die Öffnung des Ventilators. Er schien befriedigt. »Bleibt nur die Tür«, meinte er. »Sie sagen, die beiden hätten einen Nachschlüssel. Wir legen Keile unter die Tür, und wenn ich weg bin, schieben Sie als zusätzliche Sicherheitsvorkehrung noch den Tisch davor.« Er ging ins Badezimmer, riß vom Toilettenpapier Streifen ab, befeuchtete sie und formte sie zu dicken Keilen. Dann schob er sie fest unter die Tür und drückte die Klinke nieder. Sie gaben nicht nach, als er versuchte, die Tür aufzuziehen. Dann entfernte er die Keile wieder und reichte sie mir. Schließlich zog er einen Revolver aus dem Hosenbund. »Haben Sie schon einmal damit geschossen?« Ich erklärte, daß ich früher einmal mit einer langläufigen Kleinkaliberpistole auf Kaninchen geschossen hätte. »Das ist eine Smith-and-Wesson. Eine sehr gute Waffe. Denken Sie daran, niedrig zu zielen.« Er zeigte es mir. »Und versuchen Sie, den Hahn langsam zurückzuziehen, nicht ruckartig. Wenn ich einen Schuß höre, bin ich da. Sie sind jetzt völlig sicher. Die Fenster sind stabil, man kann auch nicht eindringen, wenn man eine Scheibe zerschlägt.« Er lächelte. »Auf Motelarchitekten kann man sich verlassen. Die wissen alles, was man über Einbrüche wissen kann. Die beiden Gangster werden im Dunkeln nicht durch das Fenster auf Sie schießen, aber lassen Sie Ihr Bett trotzdem lieber so, wie es ist, und bereiten Sie sich auf dem Boden in einer Ecke ein Behelfslager. Stecken Sie den

Revolver unter Ihr Kopfkissen. Schieben Sie den Tisch vor die Tür und stellen Sie den Fernsehapparat so weit wie möglich an den Rand, damit er gleich herunterfällt, wenn jemand die Tür aufdrückt. Davon werden Sie aufwachen. Dann feuern Sie einfach eine Kugel durch die Tür. Schießen Sie auf einen Punkt in der Nähe der Klinke, damit Sie den Kerl treffen. Haben Sie alles verstanden?« Ich sagte leise ja und wünschte, er würde bei mir im Zimmer bleiben. Doch ich hatte nicht den Mut, ihn darum zu bitten. Er schien seine eigenen Pläne zu haben.

Er trat zu mir und küßte mich sanft auf den Mund. Ich war so überrascht, daß ich stocksteif dastand. »Tut mir leid, Viv«, meinte er leichthin, »aber du bist ein bezauberndes Mädchen. In dem Overall siehst du aus, wie der hübscheste Tankwart, den ich je kennengelernt habe. Mach dir jetzt keine Sorgen mehr. Ich passe auf dich auf.«

Ich warf meine Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder, mitten auf die Lippen. »Du bist der wunderbarste Mann, den ich in meinem Leben getroffen habe«, versicherte ich. »Ich bin so froh, daß du da bist. Bitte, James, sei vorsichtig. Du hast sie noch nicht so erlebt wie ich. Sie sind gefährlich und gemein.«

Er küßte mich noch einmal und strich mir über das Haar. »Sei unbesorgt«, sagte er. »Ich habe schon früher mit Leuten dieses Schlages zu tun gehabt. Tue nur alles, was ich dir gesagt habe, und schlaf schön. Gute Nacht, Viv.« Und dann war er verschwunden.

Einen Augenblick stand ich wie betäubt da und starrte auf die geschlossene Tür. Dann putzte ich mir die Zähne und wusch mich. Ich betrachtete mich im Spiegel. Ich sah einfach scheußlich aus - erschöpft, ohne Schminke, mit tiefen Ringen unter den Augen. Was für ein Tag! Ich durfte ihn nicht mehr verlieren. Doch mein Gefühl sagte mir, daß ich nicht über ihn bestimmen konnte. Er würde allein seinen Weg gehen, und ich mußte meinen Weg allein weitergehen. Keine Frau hatte diesen Mann halten können. Keiner würde es je gelingen. Er war ein einsamer Mensch, ein Mann, der sein Herz für sich selbst bewahrte. Ich seufzte. Na schön. Damit mußte ich mich eben abfinden. Ich würde ihn ziehen lassen. Ich würde nicht weinen,

wenn er ging. War ich nicht das Mädchen, das beschlossen hatte, sein Herz zu verleugnen? Alberne, verliebte Gans! Das war gerade der richtige Augenblick, zu jammern wie eine liebeskranke Katze! Ich schüttelte ärgerlich den Kopf, kehrte ins Zimmer zurück und traf alle Vorbereitungen für die Nacht.

Der Wind war noch immer recht stürmisch, und die Fichten draußen ächzten. Das Mondlicht stahl sich zwischen den dunklen Wolken hindurch und legte einen bleichen Schimmer auf die dünnen rotgemusterten Vorhänge.

Als der Mond hinter den Wolken verschwand, blieb nur noch der gelbe Schein der Petroleumlampe, der den langgestreckten Raum gar nicht ausleuchten konnte. Die Ecken lagen im Dunkeln, und das Zimmer schien auf einen Regisseur zu warten, der die Statisten aus dem Schatten hervorwinkte, um ihnen zu sagen, was sie tun sollten.

Ich bemühte mich, nicht ängstlich zu werden. Ich legte mein Ohr lauschend an die Wände, doch die Zimmer waren so aneinandergedüftet, daß sich zwischen ihnen jeweils eine breite Nische befand, die als eine Art überdachte Garage für die Fahrzeuge benutzt werden konnte. Ich hörte also nichts, als ich lauschte. Ehe ich mich verbarrikiert hatte, war ich noch einmal hinausgegangen und hatte mich umgesehen. Durch die Vorhänge der Fenster von Nr. 8 und 10, ebenso von Nr. 40, dem Zimmer, das James Bond bewohnte, war schwaches Licht gedrungen. Alles war friedlich gewesen und ruhig. Jetzt stand ich mitten im Zimmer und blickte mich ein letztes Mal um. Ich hatte alles getan, was er mir geraten hatte. Dann kniete ich mich auf den Teppich und sprach mein Abendgebet. Schließlich nahm ich noch zwei Tabletten Aspirin ein, drehte die Petroleumflamme ganz klein und blies sie durch die Öffnung des Glaszylinders aus. Nachdem ich den Reißverschluß meines Overalls aufgezogen hatte, legte ich mich auf das Behelfsbett und kuschelte mich in die Decken. Ich nehme sonst nie Tabletten. Die beiden Aspirin hatte ich mir, nachdem ich aufmerksam die Gebrauchsanweisung gelesen hatte, aus meiner kleinen Reiseapotheke geholt. Ich war so erschöpft und zerschlagen, daß die Tabletten auf mich wie Morphin wirkten,

und ich versank bald in einen wunderbaren Halbschlaf, in dem es keine Gefahr gab, sondern nur dieses dunkle, erregende Gesicht und das Staunen, daß es solche Männer wirklich gab. Ich dachte an die erste Berührung seiner Hand, die das Feuerzeug gehalten hatte, erlebte noch einmal seinen Kuß, und dann, nachdem ich noch einmal flüchtig an den Revolver unter meinem Kopfkissen gedacht hatte, fiel ich in einen tiefen Schlaf.

Doch plötzlich war ich hellwach. Einen Moment lag ich regungslos da und versuchte, mich zu erinnern, wo ich mich befand. Der Wind hatte sich gelegt, und die Bäume rauschten leise. Ich merkte, daß ich auf dem Rücken lag. Davon war ich erwacht. Ich starrte auf den roten Lichtschimmer an der gegenüberliegenden Wand. Der Mond war wieder hinter den Wolken hervorgekommen. Wie unheimlich still es war! Die Ruhe war so beruhigend nach den Stunden des Sturms. Ich wurde wieder schläfrig und drehte mich zur Seite, mit dem Blick ins Zimmer. Ich schloß die Augen. Doch als der Schlaf mich wieder umfassen wollte, zerrte eine innere Unruhe an mir. Als ich vorhin die Augen geöffnet hatte, war mir irgend etwas Ungewöhnliches im Zimmer aufgefallen. Unwillig schlug ich sie wieder auf. Es dauerte minutenlang, ehe mir klar wurde, was ich gesehen hatte. Aus den Ritzen der Tür des Kleiderschranks, der an der gegenüberliegenden Wand stand, drang ein kaum wahrnehmbarer Lichtschimmer. Wie dumm! Ich hatte die Tür nicht richtig zugemacht, und das automatische Licht im Innern war aufgeflammt. Widerwillig stand ich auf. Doch nachdem ich zwei Schritte gemacht hatte, fiel mir plötzlich ein, daß in dem Schrank gar kein Licht sein konnte. Der Strom war doch abgestellt! Ich preßte die Hand an den Mund. Und dann, als ich mich umwandte, um den Revolver zu packen, sprang die Schranktür auf, und die gebückte Gestalt Sluggsys stürzte auf mich zu. In der einen Hand hielt er eine Taschenlampe, in der anderen irgend etwas, das hin- und herschwang. Bevor ich schreien konnte, war er schon bei mir. Ein Schlag traf mich an der Schläfe, und ich spürte, wie ich zu Boden fiel. Dann versank ich in Dunkelheit.

Als ich wieder zu mir kam, empfand ich zunächst ein Gefühl glühender Hitze und spürte, daß ich über den Boden geschleift wurde. Dann roch ich das Feuer, sah die Flammen und wollte schreien. Doch nichts kam aus meinem Mund als der winselnde Klagelaut eines Tieres, und ich begann, mit den Füßen zu strampeln. Doch die Hände hielten meine Knöchel fest umspannt, und plötzlich merkte ich, daß ich durch feuchtes Gras und abgebrochene Äste gezerrt wurde, über holprigen Boden, auf den mein Kopf schmerzhaft aufschlug. Dann lockerte sich der Griff der Hände um meine Knöchel, und ein Mann kniete neben mir, seine starke Hand auf meinen Mund gelegt. Nah an meinem Ohr flüsterte eine Stimme, James Bonds Stimme: »Sei ganz ruhig! Rühr dich nicht. Alles ist gut. Ich bin es.«

Ich streckte die Hand nach ihm aus und berührte seine Schulter. Sie war unbekleidet. Ich drückte sie zum Zeichen meines Verständnisses, und die Hand hob sich von meinen Lippen. »Warte hier!« flüsterte er. »Rühr dich nicht. Ich bin gleich wieder da.« Dann verschwand er lautlos.

Lautlos? Wer konnte das sagen. Jedes Geräusch wäre von dem wütenden Fauchen und Prasseln der lodernden Flammen hinter mir verschluckt worden. Die Bäume waren in hellrotes Licht getaucht. Zu meiner Rechten dehnte sich ein breites Flammenmeer, von dem das Gästegebäude rasch verschlungen wurde. Er hatte mich gerettet! Ich betastete meinen Körper und strich mir mit der Hand über das Haar. Ich hatte keinen Schaden erlitten. Nur mein Hinterkopf schmerzte. Ich stand auf und versuchte mir klarzumachen, was geschehen war. Das letzte, woran ich mich erinnern konnte, war der Schlag, der mich getroffen hatte. Das Motel mußte in Brand gesetzt worden sein, und James war gerade noch rechtzeitig gekommen, um mich hinaus ins Freie zu ziehen.

Es raschelte unter den Bäumen, und er stand neben mir. Er trug weder Hemd noch Jackett, sein braungebrannter Oberkörper schimmerte schweißnaß im Licht der Flammen, und unter seiner linken Achselhöhle trug er eine Pistole in einem Halfter.

Er lächelte grimmig und wies mit dem Kopf auf die Flammen. »Darum geht es. Sie brennen das Motel ab, um die Versicherung einstreichen zu können. Jetzt sind sie gerade dabei, dafür zu sorgen, daß die Flammen auch das Hauptgebäude erfassen. Sie streuen Thermitpulver auf den überdachten Weg. Mir soll es recht sein. Wenn ich sie jetzt daran hindere, rette ich damit nur einen Teil von Mr. Sanguinettis Eigentum. Da wir nämlich Zeugen von dem Vorgang sind, wird er nicht die geringste Aussicht haben, die Versicherung zu schröpfen. Er wird im Gefängnis landen. Warten wir also noch eine Weile, bis der Verlust perfekt ist.«

Mir fielen plötzlich meine kostbaren Habseligkeiten ein. »Können wir nicht wenigstens die Vespa retten?« fragte ich kleinlaut. »Sie ist bereits in Sicherheit. Du hast nur die Sachen verloren, die im Badezimmer herumlagen. Als ich dich herausholte, nahm ich auch den Revolver mit und die Satteltaschen. Die Vespa habe ich unter den Bäumen versteckt. Die beiden haben in jedes Zimmer eine Brandbombe geworfen. Die sind besser als Benzin, weil sie keine Spuren hinterlassen.« »Du hättest dir schwere Brandwunden holen können!« Seine weißen Zähne blitzten, als er lächelte. »Deshalb habe ich ja mein Jackett ausgezogen. Wenn ich nach Washington komme, muß ich anständig aussehen.«

Ich fand das nicht witzig. »Und dein Hemd?« Ein Krachen ertönte, und ein Funkenregen sprühte über dem Gästebau auf.

»Da liegt mein Hemd begraben«, erklärte James Bond. »Eben ist das Dach darüber eingestürzt.« Er hielt inne und wischte sich mit der Hand über das rußgeschwärzte Gesicht. »Ich ahnte schon, daß so etwas geschehen würde. Vielleicht war ich trotzdem nicht gut genug darauf vorbereitet. Ich hätte den Reifen an meinem Wagen wechseln sollen. Dann könnten wir jetzt wegfahren. Wir hätten uns einfach um das Gästebau herumgeschlichen und versucht, den Wagen zu erreichen. In Lake George oder Glens Falls hätten wir dann die Polizei benachrichtigt. Doch ich überlegte mir, daß unsere Freunde verlangen könnten, ich sollte weiterfahren, wenn ich den Reifen

wechselte. Natürlich hätte ich mich weigern oder darauf bestehen können, nicht ohne dich zu fahren, doch ich fürchtete, das würde zu einer Schießerei führen. Die beiden sind erfahrene Burschen. Ich hätte schon das Glück haben müssen, den ersten Schuß anzubringen, wenn ich sie überwinden wollte. Wenn mir das nicht gelungen wäre, würdest du in keiner besseren Lage gewesen sein wie vor meiner Ankunft. Das wäre sehr schlimm gewesen. Du spieltest eine wesentliche Rolle in ihren Plänen.«

»Das Gefühl hatte ich die ganze Zeit. Ich weiß nicht, warum. Ich wußte nur, daß sie glaubten, ich könne ihnen nie mehr gefährlich werden. Wozu wollten sie mich benützen?« »Man wollte dir den Ausbruch des Feuers in die Schuhe schieben. Sanguinetti hätte als Beweis angeführt, daß die Phanceys, die ja bis zum Hals mit in der Sache stecken« - mir fiel wieder ein, wie sich ihr Verhalten mir gegenüber am letzten Tag verändert hatte -, »dir befohlen hatten, den Strom abzustellen - ein durchaus vernünftiges Verlangen, da das Motel ja für den Winter geschlossen werden sollte. In der letzten Nacht solltest du eine Petroleumlampe benützen. Nach dem Feuer hätte man die Überreste der Lampe gefunden. Man hätte festgestellt, daß du offensichtlich einschliefst, während die Lampe noch brannte, und sie im Schlaf umgestoßen hattest. Das Motel fing Feuer und brannte nieder. Schließlich waren die Gebäude zum großen Teil aus Holz errichtet, und der Wind besorgte dann den Rest. Mein Auftauchen war lästig, doch nicht mehr. Man würde eben außer deiner Leiche auch noch die meine finden - oder zumindest meinen Wagen, meine Armbanduhr und die Metallbeschläge meines Koffers. Ich weiß allerdings nicht, was die beiden mit der Waffe gemacht hätten, die ich bei mir habe, und mit dem Revolver, der unter deinem Kissen lag. Daraus hätten ihnen Schwierigkeiten erwachsen können. Die Polizei hätte in Kanada festgestellt, wer der Mieter des Wagens war, und hätte in England nachforschen lassen, wer der Besitzer einer Waffe mit einer bestimmten Seriennummer gewesen ist. Meine Identität wäre ans Licht gekommen. Warum aber lag die andere Waffe unter deinem Kissen? Diese Tatsache hätte die

Polizei vielleicht stutzig gemacht. Wenn wir - befreundet gewesen waren, weshalb schlief ich dann so weit weg von dir? Vielleicht waren wir beide sehr sittsame Menschen gewesen und hatten jede Versuchung ausschließen wollen? Aber ich hatte dir einen Revolver gegeben, um dich vor einer Gefahr zu schützen. Welcher Gefahr? Ich weiß nicht, zu welcher Lösung die Polizei gekommen wäre.«

»Warum aber haben die beiden dich nicht getötet?« fragte ich. »Das haben sie ja getan, oder besser gesagt, sie glaubten, sie hätten es getan. Als ich dich verließ und in mein Zimmer ging, dachte ich mir schon, daß sie sich zuerst meiner Person entledigen würden. Deshalb beschloß ich, nicht in meinem Bett zu schlafen, sondern mit Kissen und Handtüchern ein Täuschungsmanöver zu versuchen. Es gelang mir ganz gut. Ich streute sogar eine Handvoll Tannennadeln aufs Kopfkissen. Das sah aus wie ein im Schlaf zerzauster Haarschopf. Dann hängte ich noch mein Hemd über den Stuhl neben dem Bett - das ist auch ein nützlicher Trick, weil man sofort annimmt, der Mann, dem das Hemd gehört, befinde sich im Bett - und ließ die Petroleumlampe mit schwacher Flamme brennen, um den Burschen ihr Vorhaben noch zu erleichtern. Dann schob ich eine Stuhllehne unter die Türklinke, um eine gewisse Wachsamkeit vorzutäuschen, nahm meinen Koffer und wartete hier draußen unter den Bäumen.« James Bond ließ ein kurzes grimmiges Lachen hören. »Sie ließen mir eine Stunde Zeit, und dann schlichen sie so leise heran, daß ich keinen Laut hörte. Erst das Geräusch des umfallenden Stuhls, als die Tür gewaltsam geöffnet wurde, machte mich aufmerksam. Gleich darauf kamen die schwachen Explosionen mehrerer Schüsse - sie benützten einen Schalldämpfer -, und dann brannte das ganze Zimmer lichterloh. Ich glaubte, sehr klug gehandelt zu haben, doch es zeigte sich, daß ich nicht klug genug gewesen war. Ich brauchte fast fünf Minuten, um bis zu deinem Zimmer zu gelangen. Ich machte mir keine Sorgen. Ich glaubte, sie würden auf jeden Fall so lange brauchen, um bei dir einzudringen, und ich wollte dir sofort zu Hilfe kommen, wenn ich einen Schuß hörte. Doch irgendwann heute abend,

wahrscheinlich als Sluggsy die Zimmer inspizierte, schlug er ein Loch in die Wand hinter deinem Einbauschränk und ließ nur die dünne Rückwand unversehrt, die man leicht mit einem Messer aufschlitzen kann. Keiner von uns beiden hatte Gelegenheit oder Anlaß, sich den überdachten Abstellplatz von Nummer 8 anzusehen. Wenn du allein gewesen wärest, hätten sie schon dafür Sorge getragen, daß du nicht darauf aufmerksam wurdest. Ich war jedenfalls zu Tode erschrocken, als ich dein Zimmer ebenfalls in Flammen stehen sah. Ich raste gebückt an den Autoabstellplätzen vorbei, die ja nach rückwärts geöffnet sind, während die beiden von einem Zimmer zum anderen wanderten, ihre Brandbomben hineinwarfen und dann die Türen wieder schlossen, damit alles ordentlich aussah.«

Während James Bond sprach, hatte er von Zeit zu Zeit einen Blick zum brennenden Hauptgebäude hinübergeworfen. »Jetzt muß ich mich mit den Burschen befassen. - Wie fühlst du dich, Viv? Was macht der Kopf?«

»Mir geht's gut«, erwiderte ich ungeduldig. »James, mußt du wirklich hinter ihnen her? Laß sie doch laufen. Sie sind doch gar nicht wichtig. Wenn dir etwas passiert!« »Nein, Viv«, widersprach er bestimmt. »Sie hätten uns beide beinahe umgebracht. Sie können jeden Augenblick zurückkehren und bemerken, daß die Vespa weg ist. Dann haben wir uns den Vorteil der Überraschung entgehen lassen. Und ich kann sie einfach nicht ungeschoren davonkommen lassen. Sie sind gemeingefährlich. Vielleicht werden sie morgen schon jemanden töten.« Er lächelte zuversichtlich.

Ich streckte meine Hand nach ihm aus. »Bitte, sei vorsichtig! Ich brauche dich. Ich will nicht wieder allein sein.« Er übersah meine ausgestreckte Hand. »Komm«, sagte er, »fall mir jetzt nicht in den Arm. Sei vernünftig. Ich habe eine Aufgabe zu erledigen. Jetzt« - er reichte mir die Smith-and-Wesson - »schleichst du dich zwischen den Bäumen vorsichtig bis zu Nr. 3. Das Zimmer liegt im Dunkeln, und der Wind weht die Flammen nach der anderen Seite. Von dort aus kannst du mich im Auge behalten, ohne selbst gesehen zu werden. Wenn ich Hilfe brauche, weiß ich, wo du zu finden bist. Rühre dich also

nicht von der Stelle. Wenn ich rufe, kommst du sofort zu mir. Wenn mir etwas passiert, dann laufe am Seeufer entlang. Flüchte so weit weg wie möglich. Nach diesem Brand wird es morgen hier von Polizisten wimmeln. Du kannst zurückkommen und dich an sie wenden. Man wird dir glauben. Wenn sie dir Schwierigkeiten machen, dann sag ihnen, sie sollen beim CIA in Washington anrufen. Das wird wirken. Sage ihnen einfach, wer ich war. Ich trage eine Nummer, eine Art Erkennungszeichen. 007. Merke dir diese Nummer.«

13

»Sage ihnen, wer ich war ...«

Warum hatte er es so ausdrücken müssen? Man soll düstere Gedanken niemals laut aussprechen. Eine Anspielung auf den Tod konnte vom Schicksal mißverstanden werden. Sie könnte als Bitte ausgelegt werden.

Natürlich hatte James Bond das gar nicht so ernst gemeint. Er hatte es ausgesprochen wie eine Aufforderung, die Daumen zu drücken, oder wie die Skifahrer auf dem Kontinent, die ihren Freunden vor der Abfahrt Hals- und Beinbruch wünschen. Dieser Wunsch sollte Unfälle abwenden und war keineswegs als böser Fluch gemeint. James Bond hatte auf britische Art das gleiche getan, leichtfertig das Schlimmste heraufbeschworen, um mir Mut zu machen. Nun, ich wünschte, er hätte es nicht getan. Schüsse, Gangster, Mordversuche gehörten zu seinem Beruf, zu seinem Leben. Doch ich hatte nie etwas damit zu tun gehabt, und ich machte es ihm zum Vorwurf, daß er nicht rücksichtsvoller gewesen war. Wo war er jetzt? Was taten seine Feinde? Warteten sie in einem Hinterhalt auf ihn? Würden plötzlich Schüsse krachen, gefolgt von wilden Schreien?

Ich gelangte zu Nr. 3 und tastete mich an der Wand des Autoabstellplatzes entlang. Vorsichtig spähte ich um die Ecke, beobachtete, wie Flammen das Hauptgebäude einhüllten. Keine Menschenseele war zu sehen, nichts rührte sich, nur ab und zu stoben Funken auf, wenn der Wind die Flammen

erfaßte. Das Feuer streckte seine heißen Finger schon nach den Bäumen hinter dem Gästebau aus, rotglühender Regen ergoß sich über die dampfenden Zweige. Wenn es vorher nicht so heftig geregnet hätte, wäre ein Waldbrand ausgebrochen. Wie weit hätte er sich wohl ausgebreitet? Zehn Kilometer? Fünfzehn? Wie viele Bäume, Vögel und Tiere wären wegen des Mädchens, das eine Lampe umgestoßen hatte, ein Opfer der Flammen geworden?

Wieder stürzte ein Teil des Daches über dem Gästebau ein, wieder sprühten knisternde Funken in die Luft. Und jetzt gab auch das holzgedeckte Dach des Hauptgebäudes nach. Langsam senkte es sich nach unten und fiel in sich zusammen. Im Auflodern der Flammen sah man die beiden Wagen neben der Straße, den grauen Thunderbird und die glänzende schwarze Limousine. Doch nirgends war eine Spur der Gangster zu sehen, nirgends eine Spur von James Bond. Plötzlich wurde ich mir bewußt, daß ich überhaupt nicht mehr an die Zeit gedacht hatte. Ich blickte auf meine Uhr. Es war zwei Uhr. Erst vor fünf Stunden hatte dieser Spuk begonnen. Mir schienen es Wochen zu sein. Mein früheres Leben schien Jahre zurückzuliegen. Alles war plötzlich ausgelöscht worden. Ich hatte ein Gefühl, als befände ich mich auf einem sinkenden Schiff, im Zentrum eines Zugunglückes, eines Erdbebens oder eines Wirbelsturms. Die schwarzen Schwingen der Gefahr verdüstern den Himmel, es gibt keine Vergangenheit und keine Zukunft mehr. Man klammert sich an jeden Augenblick, durchlebt jede Sekunde, als wäre es die letzte. Und dann sah ich die Männer! Sie schritten über das Gras auf mich zu, und jeder von ihnen trug einen großen Fernsehapparat. Sie mußten sie vor den Flammen gerettet haben, um aus ihrem Verkauf eine kleine Nebeneinnahme zu erzielen. Sie gingen nebeneinander her, der Magere und der Kahlköpfige, und der Widerschein der Flammen lag auf ihren schweißüberströmten Gesichtern. Wo war James Bond? Jetzt war der ideale Augenblick, sie zu fassen. Sie hatten jetzt beide ihre Hände voll.

Sie waren nur noch zwanzig Meter von mir entfernt, schlugen einen Bogen nach rechts, um zu ihrem Wagen zu gelangen. Ich kroch in den Schatten des Abstellplatzes. Doch wo blieb denn nur James? Sollte ich hinter ihnen herlaufen und allein versuchen, sie aufzuhalten? Das war Wahnsinn. Wenn meine Schüsse nicht trafen - und sie würden bestimmt nicht treffen -, dann war es um mich geschehen. Wenn sie sich jetzt umdrehten, würden sie mich dann entdecken? Würde mein weißer Overall in der Dunkelheit aufleuchten? Ich zog mich noch weiter zurück. Jetzt hoben sich ihre Gestalten von der viereckigen Öffnung meines Abstellplatzes ab, während sie wenige Meter von der Nordwand des Hauptgebäudes entfernt über das Gras trotteten. Gleich würden sie hinter der Ecke verschwinden, und damit war eine ideale Gelegenheit, sie zu fassen, verpaßt.

Da blieben sie wie angewurzelt stehen. James stand vor ihnen, die Pistole auf sie gerichtet. Seine Stimme klang wie ein Peitschenknall über den Rasen. »Hier geht es nicht weiter! Drehen Sie sich um. Der erste, der seinen Fernsehapparat fallen läßt, wird erschossen.«

Langsam drehten sie sich um, so daß ich von meinem Schlupfwinkel aus ihre Gesichter sehen konnte. Und jetzt rief James mir zu: »Komm her, Viv! Ich brauche deine Hilfe!« Ich zog den schweren Revolver aus der Tasche meines Overalls und rannte rasch zu ihm. Als ich noch etwa zehn Meter von den Männern entfernt war, sagte James: »Bleib dort stehen, Viv. Ich sage dir, was du tun sollst.« Ich hielt an. Die beiden bösen Gesichter starrten mich an. Der Magere bleckte die Zähne und blinzelte nervös. Sluggsy stieß einen Schwall unflätiger Worte aus. Ich richtete meine Waffe auf den Fernsehapparat, der seinen Bauch verdeckte. »Halten Sie den Mund, sonst schieße ich!«

»Ausgerechnet du!« schrie Sluggsy höhnisch. »Du kriegst ja schon bei dem Knall einen Heidenschreck.« »Ruhe jetzt!« mischte sich James ein, »sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch Ihren häßlichen Kopf. - Hör zu, Viv. Wir müssen den beiden ihre Waffen abnehmen. Geh um sie herum und bleibe hinter Horror

stehen. Drücke ihm deinen Revolver in die Rippen und greife mit der freien Hand unter seine Achseln. Nicht angenehm, aber wir können es nicht ändern. Wenn du merkst, daß er dort eine Waffe trägt, dann sage es mir. Ich helfe dir dann weiter. Inzwischen halte ich den anderen in Schach. Wenn dieser Horror auch nur eine Bewegung macht, schießt du.«

Ich tat, was er mir gesagt hatte. Ich stellte mich hinter den Mageren und drückte den Revolver in seinen Rücken. Dann hob ich die linke Hand und schob sie vorsichtig unter seine rechte Achsel. Ein widerlicher schaler Geruch ging von ihm aus, und plötzlich packte mich der Ekel.

Ich weiß, daß meine Hand zitterte, und deshalb muß er auch beschlossen haben, alles auf eine Karte zu setzen. Er ließ blitzschnell den Fernsehapparat fallen, wirbelte herum wie eine Schlange, schlug mir die Waffe aus der Hand und preßte mich an sich.

James Bonds Pistole krachte, und ich spürte den Luftzug einer Kugel. Dann begann ich mich zu wehren wie ein wildes Tier, trat und kratzte und schlug um mich. Doch ebensogut hätte ich mit einer Statue aus Stein kämpfen können. Er drückte mich noch enger an sich, und ich hörte seine trockene Stimme. »Okay, Sie Schlauberger. Was wollen Sie jetzt machen? Wollen Sie die Kleine umbringen?«

Ich spürte, wie sich seine linke Hand von meinem Körper löste. Er versuchte, seine Waffe herauszuziehen, und ich begann wieder, um mich zu schlagen.

»Viv«, rief James Bond scharf. »Spreize die Beine!« Automatisch gehorchte ich, und wieder knallte ein Schuß aus seiner Pistole. Der Magere stieß einen Fluch aus und ließ mich los, doch gleichzeitig ertönte hinter mir splitterndes Krachen. Ich wirbelte herum. Sluggsy hatte den Fernsehapparat mit aller Wucht nach James Bond geworfen. Er war vor Bond gelandet und raubte ihm einen Augenblick das Gleichgewicht.

»Hau ab, Horror«, schrie Sluggsy. Im selben Augenblick jedoch ließ ich mich ins Gras fallen und packte meinen Revolver. Ich schoß auf Sluggsy. Aber dieser hatte sich blitzschnell geduckt

und raste jetzt über den Rasen auf das Gästebau zu, gefolgt von dem Mageren. Ich drückte noch einmal ab, doch der Schuß ging zu hoch, und dann waren sie beide außer Reichweite. Sluggsy verschwand im Zimmer Nr. 1, das am rechten äußeren Ende des Gebäudes lag. Ich stand auf und rannte zu James Bond. Er kniete im Gras, die Hand am Kopf. Unmittelbar unter dem Haaransatz klaffte eine Wunde. Ich machte kehrt, rannte zum Hauptgebäude und schlug das nächstbeste Fenster mit dem Revolverkolben ein. Eine Hitzewelle wehte mir entgegen, aber keine Flammen, und unter dem Fenster, beinahe in Griffweite, stand der Tisch, an dem die Gangster vor ein paar Stunden gesessen hatten, und darauf, inmitten rauchender Überreste des Daches, die Hausapotheke. James Bond rief mir irgend etwas nach, doch ich war bereits im Inneren. Ich hielt den Atem an, packte die Schachtel und schwang mich wieder über das Fensterbrett. Meine Augen tränen vom Rauch.

Ich wischte die Wunde so sauber wie möglich aus, holte dann Wundsalbe und ein breites Pflaster aus der Schachtel. Der Schnitt war nicht tief, doch ein Bluterguß war nicht zu vermeiden.

»Tut mir leid, Viv«, sagte James. »Die Runde habe ich ziemlich verpfuscht.«

»Warum hast du sie nicht einfach erschossen?« fragte ich. »Solange sie die Fernsehapparate trugen, waren sie völlig wehrlos.«

»Ich bin nie imstande gewesen, jemanden kaltblütig zu töten«, erwiderte er kurz. »Aber ich hätte wenigstens so gut treffen müssen, daß der Dünne nicht mehr laufen konnte. Offenbar habe ich ihn nur gestreift. Jetzt mischt er weiter mit.« »Ja, und du kannst von Glück reden, daß es dich nicht erwischt hat«, erklärte ich streng. »Warum hat dich Sluggsy nicht getötet?«

»Das weiß ich auch nicht. Es hat den Anschein, als hätten sie drüben in Nr. 1 eine Art Hauptquartier aufgeschlagen. Vielleicht ließ er seine Waffen dort, während sie im Hauptgebäude Feuer legten. War ihm vielleicht nicht sympathisch, Munition mit sich

herumzuschleppen. Nun, auf jeden Fall ist jetzt der Krieg erklärt, und leicht wird es nicht für uns. Vor allem kommt es darauf an, ihren Wagen im Auge zu behalten. Sie werden sich sicher so schnell wie möglich aus dem Staub machen. Aber vorher wollen sie uns noch umlegen. Sie sitzen ganz schön in der Patsche und werden mit dem Mut der Verzweiflung kämpfen.«

Ich drückte das Pflaster auf die Wunde. James Bond hatte das Zimmer Nr. 1 beobachtet. »Es ist besser, wenn wir uns verkriechen«, meinte er jetzt. »Womöglich haben sie da drinnen schwere Waffen, und Horrors Fuß werden sie inzwischen auch verbunden haben.« Er stand auf. Plötzlich packte er mich am Arm. »Schnell«, rief er. Gleichzeitig hörte ich drüben auf der rechten Seite Glas klirren. Darauf folgte ein lautes Geknatter. Offenbar eine Salve aus einer Maschinenpistole. Hinter uns schlugen die Kugeln in die Seitenwand des Hauptgebäudes ein. James Bond lächelte. »Ich muß dich schon wieder um Nachsicht bitten, Viv. Heute abend scheint mich mein Reaktionsvermögen wirklich im Stich zu lassen. Aber ich verspreche, mich zu bessern.« Er hielt einen Moment inne. »Laß uns mal einen Augenblick nachdenken.«

Der Augenblick dehnte sich in die Länge. Die Hitze, die aus dem Hauptgebäude drang, machte mir zu schaffen. Jetzt standen nur noch die Nordwand und das kleine Stück bis zum Haupteingang, hinter dem wir Schutz gesucht hatten. Das übrige war ein Flammenmeer. Doch der Wind trieb die Flammen noch immer nach Süden, und ich hoffte, daß die Nordwand noch eine Weile standhalten würde. Der größte Teil des Gästegebäudes war schon ausgebrannt, das Lodern der Flammen und das Sprühen der Funken ließ bereits nach. Es kam mir in den Sinn, daß der Feuerschein kilometerweit sichtbar sein mußte, vielleicht sogar bis nach Lake George. Dennoch war uns niemand zu Hilfe gekommen. Die Feuerwehren und die Polizei hatten wahrscheinlich mit den durch das Gewitter verursachten Schäden alle Hände voll zu tun, und rechneten damit, daß bei der gegenwärtigen

Feuchtigkeit selbst ein Großbrand nicht auf die Wälder übergreifen konnte.

»Paß auf«, sagte James Bond. »Du wirst dich im Schutz dieser Mauer über die Straße schleichen und dann so weit zurückkriechen, bis du in der Höhe ihres Wagens bist. Paß aber auf, daß du nicht gesehen wirst. Verhalte dich ganz ruhig, und auch wenn einer oder alle beide zum Wagen kommen, schießt du nicht eher, als ich es dir sage. In Ordnung?«

»Und wo bleibst du?«

»Ich werde hier bleiben und warten, bis sie zu mir kommen. Sie sind es ja, die hinter uns her sind, um sich aus dem Staub machen zu können. Die Zeit arbeitet gegen sie.« Er blickte auf die Uhr. »Kurz vor drei. Wann wird es hier hell?« »In zwei Stunden etwa. Gegen fünf. Aber sie sind doch zu zweit, und du bist allein. Sie werden versuchen, dich in die Zange zu nehmen.«

»Ja, aber einer von ihnen ist verwundet. Ein besserer Plan fällt mir jedenfalls im Moment nicht ein. Also, gehe jetzt über die Straße, ehe sie kommen. Ich werde ihre Aufmerksamkeit ablenken.«

Er ging zur Ecke des Gebäudes, spähte vorsichtig hinüber zu Zimmer Nummer 1 und gab zwei rasche Schüsse ab. Glas splitterte, und dann folgte das Knattern der Maschinenpistole. Kugeln schlugen in die Mauer und piffen über die Straße in den Wald. James Bond hatte sich zurückgezogen. Er lächelte aufmunternd. »Jetzt!«

Ich rannte nach rechts und über die Straße. Vom Fenster des Zimmers Nummer 1 konnte man mich jetzt nicht sehen, weil das Hauptgebäude die Sicht auf die Straße versperrte. Dann kroch ich unter die Bäume. Wieder schlugen mir die Zweige ins Gesicht und peitschten meinen Rücken, doch jetzt hatte ich feste Schuhe an, und das Material des Overalls war widerstandsfähig. Ich schlug mich ein Stück in den Wald hinein und wandte mich dann nach links. Als ich glaubte, weit genug gekommen zu sein, kroch ich wieder zum Rand der Straße zurück. Ich befand mich genau an der richtigen Stelle. Durch

eine Baumreihe verborgen, konnte ich etwa zwanzig Meter von mir entfernt, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, den schwarzen Wagen erkennen und hatte einen guten Überblick über das Schlachtfeld.

Der Mond hing noch immer zwischen den jagenden Wolken am Himmel - bald beleuchtete sein bleicher Schein die Umgebung, bald verschwand er, so daß allein die flackernden Flammen die Dunkelheit erhellten. Jetzt trat der Mond ganz hinter den Wolken hervor und enthüllte mir etwas, bei dessen Anblick ich beinahe aufgeschrien hätte. Der Magere robbte auf dem Bauch über das Gras auf die Nordseite des Hauptgebäudes zu, und das Mondlicht spiegelte sich im Metall des Revolvers in seiner Hand.

James Bond befand sich noch da, wo ich ihn verlassen hatte. Um ihn zu verleiten, auch dort zu bleiben, gab Sluggsy in kurzen Abständen Schüsse ab, die an die Wanddecke prallten, auf die der magere Mann zukroch. Vielleicht erriet James Bond die Bedeutung dieses Dauerfeuers. Er ahnte wahrscheinlich, daß man ihn an dieser Stelle festhalten wollte, denn jetzt bewegte er sich nach links, auf den brennenden Teil des Gebäudes zu. Und jetzt rannte er, tiefgebückt, über das versengte Gras, durch dicke Rauchwolken und einen Regen von Funken zu den verkohlten, teilweise noch glühenden Trümmern des Gästegebäudes hinüber. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf ihn, wie er etwa in Höhe von Zimmer Nummer 15 in einem der Wagenabstellplätze verschwand. Ich beobachtete den Mageren. Er war schon fast an der Ecke. Jetzt hatte er sie erreicht. Die Schüsse verstummten. Mit der linken Hand schob er vorsichtig die Waffe um die Ecke und verfeuerte das ganze Magazin. Die Schüsse pfften an der Fassade entlang, wo James und ich vorhin noch gestanden hatten.

Als das Feuer unerwidert blieb, streckte er den Kopf um die Ecke und zog ihn so rasch wieder zurück wie eine Schlange. Dann stand er auf und wedelte mit der Hand, um anzudeuten, daß wir verschwunden seien.

Und jetzt krachten zwei Schüsse rasch aufeinander aus der Richtung von Zimmer Nummer 1. Ein markerschütternder

Schrei folgte ihnen. Mir blieb fast das Herz stehen. Sluggsy stolperte rückwärts auf den Rasen, schoß mit der Rechten von der Hüfte aus, während sein linker Arm schlaff an der Seite herunterbaumelte. Er taumelte immer weiter nach rückwärts, schreiend vor Schmerz. Doch noch immer knatterte seine Maschinenpistole. Ich sah eine schattenhafte Bewegung in einem der Wagenabstellplätze und hörte den dröhnenden Schuß aus der Pistole. Doch Sluggsy veränderte plötzlich die Richtung, und James Bonds Waffe schwieg. Dann folgte eine neue Salve von einer anderen Stelle aus. Eine der Kugeln mußte die Maschinenpistole getroffen haben, denn Sluggsy ließ sie plötzlich fallen und raste auf die schwarze Limousine zu, hinter der der Magere kauerte und seinem Genossen mit seinem Revolver Feuerschutz gab. James Bonds Schuß mußte die Abzugsvorrichtung der Maschinenpistole getroffen haben, denn sie knatterte weiter und drehte sich wie ein kugelspeiendes Feuerwerksrad im Kreise.

Und dann saß der magere Mann hinter dem Steuer, und ich hörte den Motor anspringen. Eine Rauchfahne zischte aus dem Auspuff. Der Mann stieß die Seitentür auf, Sluggsy sprang in den Wagen, und während der Wagen vorwärtsschoß, fiel krachend die Tür zu.

Ich wartete nicht auf James. Ich rannte auf die Straße hinaus und ballerte hinter dem Wagen her. Ich hörte einige meiner Kugeln in das Metall schlagen. Dann war das Magazin leer, und ich stand da und fluchte vor mich hin aus Wut, die beiden könnten entkommen. Doch dann spuckte James' Waffe Feuer, das mit Schüssen aus den Wagenfenstern beantwortet wurde. Plötzlich schien der Fahrer wahnsinnig geworden zu sein. Der Wagen schlingerte, fuhr einen großen Bogen. Es sah aus, als wollte er direkt auf James zurasen, der auf dem Rasen stand. Einen Augenblick wurde James von den Scheinwerfern erfaßt, wie er hochaufgerichtet dort stand, mit schweißglänzendem Oberkörper. Ich glaubte schon, der Wagen würde ihn überrollen, und rannte verzweifelt auf ihn zu, doch das Fahrzeug schleuderte in eine andere Richtung und jagte mit heulendem Motor direkt auf den See zu. Ich blieb stehen und

sah wie gebannt zu. Der Rasen erstreckte sich dort bis zu einem kleinen Plateau über dem See. Tische und Bänke standen dort auf dem kiesbestreuten Platz. Das Auto raste direkt darauf zu. Selbst wenn es eine Bank oder einen Tisch anfuhr, würde es nicht mehr zum Stehen kommen, sondern unweigerlich im See landen. Doch es streifte die Bänke nicht einmal. Starr vor Entsetzen preßte ich die Hände an den Mund, als der Wagen über den Rand des Plateaus stürzte und flach ins Wasser schlug, das hoch aufspritzte. Dann sank er ganz langsam mit dem Kühler voraus unter die Oberfläche, bis nichts mehr zu sehen war als der Kofferraum, ein Stück vom Dach und das Rückfenster. James Bond stand noch immer unbeweglich da und starrte auf den See, als ich neben ihn trat und ihn mit den Armen umschlang. »Bist du unverletzt? Ist dir nichts passiert?« Langsam wandte er sich mir zu, legte seinen Arm um meine Taille und drückte mich an sich. »Nein«, erwiderte er zerstreut. »Mir ist nichts passiert.« Sein Blick richtete sich wieder auf den See. »Ich muß den Fahrer getroffen haben, den Mageren. Tödlich wahrscheinlich. Sein Körper muß aufs Gaspedal gefallen sein.« Er schien aus seiner Benommenheit zu erwachen. Er lächelte mir zu. »Nun, damit wären wir die beiden los. Tot und begraben in einem Arbeitsgang. Ich weine ihnen keine Träne nach. Die beiden waren wirklich hartgesottene Berufsverbrecher.«

Wir drehten dem See den Rücken zu und schritten langsam über das Gras. Das Feuer war ganz in sich zusammengesunken, der Wald und die Straße lagen wieder im Dunkeln. Halb vier, stellte ich fest, als ich auf die Uhr blickte. Plötzlich fühlte ich mich völlig ausgelaugt.

Als könnte er meine Gedanken lesen, sagte James: »Jetzt wirkt nicht mal mehr das Bazedrin. Wir könnten jetzt alle beide Schlaf gebrauchen, meinst du nicht auch? Ein paar Zimmer sind noch in recht passablem Zustand. Wie wäre es mit Nummer 2 und 3? Sind sie akzeptabel?« Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. »Mir ist es gleichgültig, was du denkst, James«, erklärte ich trotzig, »aber heute nacht wirst du mich

nicht los. Du kannst 2 oder 3 nehmen. Ich schlafe auf dem Boden.«

Er lachte, zog mich an sich und drückte mich. »Wenn du auf dem Boden schläfst, dann schlafe ich auch auf dem Boden, Aber ich halte das eigentlich für eine überflüssige Schonung des bequemen Doppelbetts. Sagen wir, Nummer 3.« Er blieb stehen und sah mich an. »Oder ist dir Nummer 2 lieber?« fragte er betont ritterlich. »Nein. Nummer 3 wäre herrlich.«

14

Zimmer Nummer 3 war ungelüftet und muffig. Während James Bond unser Gepäck unter den Bäumen aufsammelte, öffnete ich die Fenster und zog die Decke von dem Doppelbett. Ich hätte befangen und verlegen sein sollen, doch ich war es nicht. Mir machte es einfach Freude, im Mondlicht die fürsorgliche Hausfrau zu spielen. Dann probierte ich die Dusche aus und stellte fest, daß der Wasserdruck wunderbarerweise nicht gesunken war, obwohl weiter unten die Rohre teilweise geschmolzen sein mußten. Aber die Zimmer hier lagen näher an der Hauptleitung. Ich zog meine Kleider aus, legte sie säuberlich zusammen und trat unter die Dusche. Ich riß eine frische Packung Camay-Seife auf und begann behutsam, meinen schmerzenden Körper einzuseifen. Im Rauschen des Wassers hörte ich ihn nicht ins Badezimmer treten. Doch plötzlich rieben noch zwei Hände über meinen Körper, ein nackter Körper berührte den meinen, und ich roch den Schweiß und das Pulver. Ich drehte mich um und lachte hinauf in sein schmutzverschmiertes Gesicht, und dann lag ich in seinen Armen, und unsere Lippen trafen sich in einem Kuß, der nicht enden wollte, während das Wasser auf uns niederströmte und uns zwang, die Augen zu schließen. Als mein Atem beinahe erschöpft war, zog er mich unter der Dusche hervor, und wir küßten uns von neuem, während seine Hände über meinen Körper streiften und Wellen des Begehrens über mir zusammenschlugen.

»Bitte, James«, wehrte ich ihn ab. »Bitte, nicht. Sonst falle ich um. Und bitte, sei sanft, du tust mir weh.« Im dämmerigen Schein des Mondlichts waren seine Augen nur schmale, blitzende Schlitze. Jetzt schimmerten sie voller Zärtlichkeit, und er lachte. »Sei nicht böse, Viv. Es ist nicht meine Schuld. Es sind meine Hände. Sie wollen dich nicht in Ruhe lassen. Dabei sollten sie mich waschen. Ich starre vor Schmutz. Das wirst du tun müssen. Sie gehorchen mir einfach nicht.« Ich lachte ihn an und zog ihn unter die Dusche. »Also gut. Aber mit Samthandschuhen werde ich dich nicht anfassen. Als ich das letztmal ein anderes Wesen wusch, war es ein Pony, und ich war damals zwölf Jahre alt.« Ich ergriff die Seife. »Beuge deinen Kopf herunter. Ich werde versuchen, nicht zuviel Seife in deine Augen zu bringen.« »Wenn du auch nur einen Spritzer ...« Ich legte ihm die Hand auf den Mund und begann sein Gesicht einzuseifen, dann sein Haar, seine Arme und seinen Oberkörper, während er mit gesenktem Kopf vor mir stand und sich mit beiden Händen am Wasserrohr festhielt. Ich hielt inne. »Das übrige überlasse ich dir.« »Kommt nicht in Frage. Sei gründlich. Man kann nie wissen. Vielleicht gibt es bald einen Krieg, und du wirst als Krankenschwester gebraucht. Da ist es besser, du lernst gleich, wie man einen Mann richtig wäscht. Was, zum Teufel, ist das eigentlich für eine Seife? Ich rieche ja wie Kleopatra!« »Das ist sehr gute Seife mit teurem, französischem Parfüm. Das steht auf der Verpackung. Du riechst ganz betörend.« Er lachte. »Also los, weiter. Aber schnell.« Ich bückte mich folgsam und machte mich ans Werk. Im nächsten Augenblick lagen wir uns wieder in den Armen, und unsere Körper waren glitschig von Wasser und Seife. Er stellte die Brause ab und hob mich aus dem Duschbecken. Er begann mich abzutrocknen, während ich mich in seinem freien Arm zurücklehnte und es mir gefallen ließ. Dann nahm ich das Handtuch und trocknete ihn ab, und dann war es töricht, noch länger zu warten. Er hob mich auf, trug mich ins Zimmer und legte mich auf das Bett. Ich beobachtete durch halbgeschlossene Augen seine Gestalt, während er durch das Zimmer ging, die Vorhänge zuzog und abschloß. Und dann lag er neben mir.

Seine Hände und sein Mund waren sanft und erregend, sein Körper in meinen Armen war voll zärtlicher Wildheit. Später sagte er mir, daß ich einen leisen Schrei ausgestoßen hätte, als der Augenblick gekommen war. Das war mir nicht bewußt geworden. Ich wußte nur, daß ein Abgrund überwältigender Süße sich aufgetan und mich verschlungen hatte, und daß ich meine Nägel in seine Hüften grub, um sicherzugehen, daß auch er mitgerissen wurde. Dann flüsterte er mir schläfrig einige zärtliche Worte zu und küßte mich noch einmal. Sein Körper entglitt mir und lag still. Ich blieb auf dem Rücken liegen und lauschte seinem Atem.

Niemals zuvor hatte ich geliebt, richtig geliebt, mit meinem Herzen und mit meinem Körper. Mit Derek war es voller Süße gewesen, mit Kurt kühl und befriedigend. Doch das war etwas anderes. Endlich wurde mir klar, was die Liebe im Leben eines Menschen bedeuten konnte.

Ich glaube, ich weiß, warum ich mich diesem Mann so ausschließlich hingab, wieso ich dessen fähig war, obwohl ich ihn erst sechs Stunden zuvor kennengelernt hatte. Abgesehen von seinem guten Aussehen, seiner Überlegenheit, seiner Männlichkeit, war er aus dem Nichts aufgetaucht wie ein Prinz im Märchen, und er hatte mich vor dem Drachen errettet. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte man mich gequält und umgebracht. Er hätte ja den Reifen an seinem Wagen wechseln und davonfahren können. Er hätte, als es gefährlich wurde, seine eigene Haut retten können. Doch er hatte um mein Leben gekämpft, als wäre es sein eigenes gewesen. Und dann, als der Drache tot war, hatte er mich als Belohnung entgegengenommen. In wenigen Stunden, das wußte ich, würde er verschwunden sein - ohne Liebesbeteuerungen, ohne Entschuldigungen und Ausreden. Und das würde das Ende sein - der Schluß.

Jede Frau wünscht, die Stärke des Mannes zu fühlen. Seine Brutalität, die zugleich so süß gewesen war, hatte diese tiefe Glückseligkeit in mir geweckt. Meine Nerven waren jetzt entspannt, ich fühlte tiefe Dankbarkeit und bedauerte nichts. Ich schämte mich nicht. Vielleicht würden sich Konsequenzen für

mich ergeben, vielleicht würde mich kein anderer Mann mehr glücklich machen können. Doch gleichgültig, was geschehen sollte, niemals würde er von meinen Sorgen erfahren. Ich würde ihn nicht verfolgen, um das, was zwischen uns gewesen war, wieder herbeizuzwingen. Ich würde mich von ihm fernhalten, ihn seine eigene Straße wandern lassen, auf der er anderen Frauen begegnen würde, zahllosen anderen Frauen, die ihm wahrscheinlich ebensoviel körperliches Glück schenken würden, wie er es mit mir erlebt hatte. Es würde mir nichts ausmachen, zumindest redete ich mir das ein, denn keine von ihnen würde ihn jemals besitzen - ein größeres Stück von ihm ihr eigen nennen, als ich jetzt besaß. Und mein ganzes Leben wollte ich ihm dankbar sein, für alles. Für immer würde ich ihn im Gedächtnis behalten als mein Idealbild eines Mannes.

Wie konnte man nur so pathetisch sein? Was gab es an diesem nackten männlichen Geschöpf, das da neben mir lag, zu dramatisieren? Er war von Berufs wegen eine Art Polizeibeamter, der seine Pflicht getan hatte. Und zu dieser Pflicht gehörte es, Waffen zu gebrauchen und Menschen zu töten. Was war daran so bewundernswert? Tapfer, stark, erbarmungslos mit Frauen - diese Eigenschaften erforderte sein Beruf, dafür wurde er bezahlt. Er war nichts anderes als eine Art Spion, ein Spion, der mich geliebt hatte. Nein, nicht geliebt, der mit mir geschlafen hatte. Weshalb sollte ich ihn zu meinem Helden erheben? Ein plötzlicher Impuls regte sich in mir, ihn aufzuwecken und zu fragen: »Kannst du nett sein? Kannst du gütig sein?«

Ich drehte mich auf die Seite. Er schlief. Sein Atem ging ruhig. Der Kopf ruhte auf dem ausgestreckten linken Arm, sein rechter Arm war unter dem Kissen vergraben. Draußen leuchtete hell der Mond. Rotes Licht sickerte durch die Vorhänge, ließ die gebräunte Haut sanft aufleuchten. Ich beugte mich über ihn, atmete seine Männlichkeit, sehnte mich danach, ihn zu berühren, mit der Hand über den sonnverbrannten Rücken zu streichen bis zu der Stelle, wo die Haut plötzlich weiß wurde, wo er die Badehose getragen hatte. Nachdem ich ihn lange angesehen hatte, legte ich mich wieder hin. Nein, er war doch

ganz so, wie er in meiner Vorstellung lebte. Ja, er war ein Mann, den man lieben mußte! Die roten Vorhänge am anderen Ende des Zimmers bewegten sich. Draußen hatte sich der Wind gelegt. Es war kein Laut zu hören. Träge schlug ich die Augen auf, um zu dem Fenster über mir aufzublicken. Hier hingen die Vorhänge ruhig und reglos. Vom See her mußte der Wind jetzt auffrischen. Schlafe doch endlich!

Und dann wurden die Vorhänge plötzlich geräuschvoll zurückgerissen. Ein großes glänzendes Gesicht blickte durch das Schiebefenster.

Ich habe nie gewußt, daß sich einem tatsächlich das Haar sträuben kann. Ich dachte immer, das wäre nur eine phantastische Übertreibung. Doch ich vernahm ein kratzendes Geräusch auf dem Kissen neben meinem Gesicht, und ich fühlte die frische Nachtluft auf meiner Kopfhaut. Ich wollte schreien, doch ich konnte nicht. Meine Glieder waren erstarrt. Ich konnte weder Hände noch Füße bewegen. Ich lag bewegungslos da und starrte auf das Gesicht, wurde mir meiner körperlichen Reaktionen bewußt - selbst dessen, daß meine Augen so weit aufgerissen waren, daß sie schmerzten. Doch ich konnte keinen Finger rühren. Ich war vor Schreck wie versteinert.

Das Gesicht hinter dem Fenster grinste. Das Mondlicht spiegelte sich in den Zähnen, den Augen und in dem haarlosen Kopf, so daß er aussah wie ein von innen angestrahelter Kürbis.

Das geisterhafte Gesicht drehte sich langsam, das Zimmer überblickend. Es sah das weiße Bett mit den beiden Köpfen auf den Kissen. Es hielt still. Langsam, mühsam hob sich eine Hand mit einer Schußwaffe und schlug ungelenk nach unten in die Fensterscheibe.

Das Geräusch wirkte auf meine Nerven wie ein Auslösemechanismus. Ich schrie und schlug um mich. Aber das Splittern des Glases hatte ihn bereits aufgeweckt. Und dann peitschten rasch hintereinander zwei Schüsse auf. Eine Kugel bohrte sich über meinem Kopf in die Wand, wieder klirrte Glas,

und das Kürbisgesicht war verschwunden. »Alles in Ordnung, Viv?« Seine Stimme klang eindringlich, ängstlich.

Er sah, daß mir nichts geschehen war, und wartete nicht auf eine Antwort. Die Matratze hob sich, und plötzlich fiel ein breiter Streifen Mondlicht durch die Tür. Er rannte so geräuschlos, daß ich die Schritte seiner Füße nicht hören konnte, doch ich glaubte ihn vor mir zu sehen, wie er sich an die Wand des Abstellplatzes preßte und vorsichtig um die Ecke spähte. Ich lag noch immer reglos und starrte wie gelähmt auf das zerbrochene Fenster, erinnerte mich des glänzenden, gräßlichen Kürbiskopfes, der einem Geist gehört haben mußte. James Bond kehrte zurück. Er sagte kein Wort. Er brachte mir ein Glas Wasser. Diese prosaische Handlung, das erste, was ein Vater oder eine Mutter tut, wenn das Kind schlecht geträumt hat, brachte mich zurück in die Wirklichkeit, in die vertraute Umgebung des Zimmers, rettete mich aus dem Abgrund der Gespenster und des Todes. Dann holte er ein Badetuch, stellte einen Stuhl unter das Fenster, stieg darauf und drapierte das Badetuch über die zerbrochene Scheibe. Ich beobachtete die Muskeln, die sich zusammenballten und entspannten, und ich stellte belustigt fest, wie eigenartig ein Mann ohne Kleider aussieht, wenn er nicht eine Frau umarmt, sondern einfach im Zimmer umhergeht und irgend etwas Alltägliches tut.

Dann stellte er den Stuhl wieder neben den Tisch, wo er hingehörte, nahm seine Pistole und holte ein neues Magazin aus der Tasche seiner Hose. Er schob es in den Griff seiner Pistole und legte die Waffe unter sein Kopfkissen. Jetzt verstand ich erst, weshalb er so dagelegen hatte, mit der rechten Hand unter dem Kissen. Ich vermutete, daß er immer in dieser Stellung schlief. Ich verglich seinen Tageslauf mit dem eines Feuerwehrmannes, der Tag und Nacht einsatzbereit sein muß. Ich dachte, wie ungewöhnlich es sein mußte, mit der Gefahr Geschäfte zu machen.

Er setzte sich neben mich auf den Bettrand. Er sah müde und abgespannt aus. »Beinahe wäre es uns beiden wieder an den Kragen gegangen, Viv«, sagte er. »Es tut mir leid. Ich glaube, meine Aufmerksamkeit läßt nach. Wenn ich so weitermache,

wird das eines Tages noch schlimmer ausgehen. Ich kann mich erinnern, daß ein Stück des Verdecks und das Rückfenster noch zu sehen waren, nachdem der Wagen in den See gestürzt war. Dort hatte sich offenbar genügend Luft angestaut. Es war verdammt leichtsinnig, daß ich mich nicht persönlich davon überzeugt habe. Dieser Sluggsy brauchte ja nur das Rückfenster einzuschlagen und ans Ufer zu schwimmen. Er war zwar verwundet, und es muß ihm ziemlich schmerzlich sein. Doch er kam tatsächlich bis zu unserem Zimmer. Beinahe hätte er uns getötet. Gehe morgen früh nicht da hinten hin, Viv. Es ist kein schöner Anblick.« Er sah mich mitleidig an. »Es tut mir wirklich leid, Viv. Es hätte nie so weit kommen dürfen.«

Ich richtete mich auf und umschlang ihn mit den Armen. Sein Körper war kalt. Ich preßte ihn an mich und küßte ihn. »Sei doch nicht dumm, James. Wenn ich nicht gewesen wäre, dann wäre dir das alles nicht passiert. Was würde aus mir geworden sein, wenn du nicht gekommen wärest? Ich wäre tot, verbrannt, meine Asche verstreut. Du hast einfach nicht genug geschlafen. Außerdem bist du ganz kalt. Komm zu mir ins Bett. Ich halte dich warm.«

Er zog mich an sich und drückte meinen Körper fest an den seinen. Eine ganze Weile hielt er mich so, ganz still, und ich spürte, wie sein Körper Wärme von mir aufnahm. Dann hob er mich hoch und legte mich sanft aufs Bett. Und dann nahm er mich ganz ungestüm, wie eine verzehrende Flamme, und wieder kam dieser Schrei von einem Menschen, der nicht mehr ich war. Dann lagen wir Seite an Seite. Sein Herz hämmerte wild an meiner Brust, und ich merkte, daß meine rechte Hand sich in seine Haare verkrampft hatte.

Ich ließ sie los und nahm seine Hand. Er küßte mich sanft und drehte sich auf die Seite.

Ich kuschelte mich an ihn, drückte mich an seinen Rücken und seine Schenkel. »Es ist schön, so zu schlafen. Es ist wundervoll. Gute Nacht, James.« »Gute Nacht, Viv, mein Liebling.«

15

Das waren die letzten Worte, die er an mich richtete. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war er verschwunden. Im Bett war noch der Abdruck seines Körpers zu sehen, und vom Kopfkissen ging sein Geruch aus. Ich sprang aus dem Bett und rannte hinaus, um nachzusehen, ob der graue Wagen noch da sei. Er war weg.

Es war ein wunderschöner Tag. Der Boden war feucht vom Tau, und ich konnte die Abdrücke seiner Schuhe sehen, die zu der Stelle führten, wo das Auto gestanden hatte. Ein Vogel flog kreischend über die Lichtung, und irgendwo im Wald erscholl der klagende Ruf einer Wildtaube. Die Trümmer des Motels waren schwarz und häßlich, und von den Überresten des Hauptgebäudes stieg ein dünner Rauchfaden auf. Ich kehrte ins Zimmer zurück und duschte mich. Dann begann ich, geschäftig meine Sachen in die Satteltaschen zu packen. Da sah ich den Brief auf dem Schreibtisch. Ich setzte mich aufs Bett und las ihn.

Er war in einer klaren, regelmäßigen Handschrift geschrieben. Er hatte einen Füllfederhalter benutzt, keinen Kugelschreiber. *»Liebe Viv, Du wirst diesen Brief vielleicht der Polizei zeigen müssen, deshalb werde ich sachlich sein. Ich bin auf dem Weg nach Glens Falls, um dort der Polizei eingehend Bericht zu erstatten. Die erste Polizeistreife, der ich begegne, werde ich zu Dir hinausschicken. Außerdem werde ich mich mit Washington in Verbindung setzen, und man wird den Fall dann sicher der Polizei von Albany übergeben. Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, um dafür zu sorgen, daß man Dich nicht zu sehr belästigt und Dich weiterfahren läßt, sobald Du Deine Aussage gemacht hast. Ich werde in Glens Falls meine Reiseroute und meine Wagennummer hinterlassen, so daß man mich immer erreichen kann, falls Du Hilfe brauchst. Das Frühstück wird Dir heute morgen fehlen, deshalb werde ich die Polizei beauftragen, Dir eine Thermosflasche voll Kaffee und Brötchen mitzubringen, damit Du nicht vor Hunger sterben mußt. Ich wäre gern bei Dir, und wenn auch nur, um Mr. Sanguinettis Gesicht zu sehen. Doch ich bezweifle sehr, daß er*

sich heute morgen blicken lassen wird. Ich nehme an, als er nichts von seinen beiden Handlangern hörte, fuhr er wie der Blitz nach Albany und setzte sich in das nächste Flugzeug nach Mexiko. Ich werde den Behörden in Washington einen Wink geben, und man wird ihn sicherlich erwischen. Dafür wird er lebenslänglich bekommen. Und jetzt paß auf! Du, und bis zu einem gewissen Grade auch ich, haben der Versicherungsgesellschaft mindestens eine halbe Million Dollar gespart. Dafür gibt es eine hohe Belohnung. Die Vorschriften verbieten mir, Belohnungen anzunehmen, so daß Dir auch mein Anteil zusteht. Außerdem steht Dir sowieso die ganze Summe zu, weil in erster Linie Du die Leidtragende warst und Du Dich so tapfer gehalten und bewährt hast. Deshalb werde ich einen Riesenwirbel machen und dafür sorgen, daß die Versicherungsgesellschaft sich nicht lumpen läßt. Und noch etwas: ich wäre gar nicht überrascht, wenn einer der beiden Verbrecher, oder sogar beide, steckbrieflich gesucht wird und für seinen Kopf eine Belohnung ausgesetzt ist. Auch darum werde ich mich kümmern.

Und jetzt fahre vorsichtig auf Deinem Weg in den Süden. Und denke nicht mehr an diese Geschichte. Solche Dinge kommen nicht häufig vor. Nimm es einfach wie einen schweren Autounfall, dem Du glücklich entronnen bist. Und bleib so, wie Du bist. Wenn Du mich erreichen willst oder Hilfe brauchst, dann schreibe oder telegrafiere an mich, c/o Ministry of Defence, Storey's Gate, London, S. W. 1. Telefonisch bin ich nicht erreichbar.

*Immer,
J.B.*

P.S. Für den Süden hast Du zuviel Luft in den Reifen. Vergiß nicht, etwas herauszulassen.

PPS. Versuche mal Guerlains Fleurs des Alpes an Stelle von Camay.«

Ich hörte das Brummen von Motorrädern auf der Straße. Als sie anhielten, heulte kurz eine Sirene auf. Ich steckte den Brief in meinen Overall, zog den Reißverschluß hoch und ging hinaus.

Es waren zwei Beamte der Staatspolizei, jung, aufgeweckt und sehr nett. Ich hatte beinahe vergessen, daß es solche Menschen gab. Sie grüßten mich, als hätten sie eine Königin vor sich. »Miss Vivienne Michel?« Der Dienstältere, ein Leutnant, sprach mich an, während sein Kollege in das Funkgerät murmelte und berichtete, sie seien angekommen. »Ja.«

»Ich bin Leutnant Morrow. Wir hörten, daß hier heute nacht allerhand passiert ist.« Er wies mit der behandschuhten Rechten auf die Trümmer. »Wir scheinen richtig gehört zu haben.« »Ach, das ist noch gar nichts«, bemerkte ich geringschätzig. »Im See liegt ein Auto mit einer Leiche, und hinter Zimmer Nr. 3 ist noch ein Toter.«

»Ja, Miss.« Eine Spur von Mißbilligung über meine Leichtfertigkeit schwang in seiner Stimme. Er wandte sich an seinen Begleiter. »O'Donnell, sehen Sie sich doch mal um!« »Okay, Leutnant.« O'Donnell schritt über den Rasen davon. Der Leutnant beugte sich zu einer seiner Motorradtaschen hinunter und brachte ein eingewickelttes Päckchen zum Vorschein. »Ich habe Ihnen ein kleines Frühstück mitgebracht. Leider nur Kaffee und Pfannkuchen. Ist Ihnen das recht?« Er streckte mir das Päckchen hin.

Ich schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Das ist schrecklich nett von Ihnen. Ich vergehe fast vor Hunger. Drüben am See stehen ein paar Bänke.« Ich ging voraus, und wir setzten uns. Der Leutnant nahm seine Mütze ab, zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche und tat so, als überfliege er seine Notizen, um mir Zeit zu lassen, ein wenig zu essen. Dann blickte er auf und lächelte zum erstenmal. »Machen Sie sich jetzt keine Gedanken, Miss. Ich nehme keine Aussage zu Protokoll. Das erledigt der Captain persönlich. Er wird bald hier eintreffen. Als ich die Funkmeldung bekam, habe ich mir die wichtigsten Tatsachen notiert. Doch dann schaltete sich die Zentrale ein und gab immer neue Anweisungen. Ich mußte den ganzen Weg bis hierher langsam fahren, weil ich alles aufnehmen mußte. Albany interessiert sich plötzlich für den Fall, und sogar die Bonzen in Washington sollen sich

eingemischt haben. So etwas ist noch nie vorgekommen. Können Sie mir vielleicht sagen, was Washington mit der Sache zu tun hat? Wie kommt es, daß man dort innerhalb weniger Stunden schon den ersten Bericht erhalten hat?«

Ich konnte ein Lächeln über seine Ernsthaftigkeit nicht unterdrücken. »In die Sache ist auch ein Mann namens James Bond verwickelt«, erklärte ich. »Er rettete mich und erschloß die beiden Verbrecher. Er ist Engländer und arbeitet für den Geheimdienst. Er war auf dem Weg von Toronto nach Washington, um einen Bericht zu überbringen. Unterwegs hatte er eine Reifenpanne und landete hier im Motel. Wenn er nicht gekommen wäre, dann wäre ich jetzt tot. Auf jeden Fall habe ich den Verdacht, daß er eine ziemlich wichtige Persönlichkeit ist. Er wollte dafür sorgen, daß dieser Mr. Sanguinetti nicht nach Mexiko oder in ein anderes Land entfliehen kann. Aber das ist auch schon alles, was ich über ihn weiß - außer, daß er ein wunderbarer Mensch ist.«

Der Leutnant blickte mich teilnahmsvoll an. »Kann ich mir vorstellen, Miss, wenn er Ihnen aus dieser Patsche geholfen hat. Auf jeden Fall hat er Verbindungen zum FBI. Dort mischt man sich nur selten in solche Fälle ein, es sei denn, wir forderten ihre Unterstützung an.«

Auf der Straße erklang das Heulen von Sirenen. Leutnant Morrow erhob sich rasch und setzte seine Mütze auf. »Danke, Miss. Ich wollte nur meine Neugierde befriedigen. Jetzt wird der Captain mit Ihnen sprechen wollen. Keine Angst. Er ist ein netter Mensch.« Der Leutnant entfernte sich, und ich trank meinen Kaffee aus. Dann folgte ich ihm langsam, in Gedanken bei dem grauen Thunderbird, der jetzt in schneller Fahrt nach Süden rollte.

Eine ganze Kolonne tauchte auf der Straße zwischen den Fichten auf: ein Streifenwagen mit Motorradeskorte, ein Sanitätswagen, noch zwei Polizeiautos und ein Kran, der an mir vorbei zum See hinunterfuhr. Alles schien nach einem genauen Plan abzulaufen, und bald wimmelte es überall von Gestalten in olivgrüner oder dunkelblauer Uniform. Der breitschultrige Mann, der auf mich zuging, glich haargenau dem Bild eines

Kriminalbeamten aus unzähligen Filmen: langsam in seinen Bewegungen, mit freundlichem Gesicht, zielstrebig. Ihm folgte ein jüngerer Beamter, der Stenograph, wie sich herausstellte. Der Captain streckte mir die Hand entgegen. »Miss Michel? Ich bin Captain Stonor aus Glens Falls. Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten? In einem der Zimmer? Oder möchten Sie lieber im Freien bleiben?«

»Ich habe von den Zimmern genug. Könnten wir uns nicht dorthin setzen, an den Tisch, wo ich gefrühstückt habe? Danke übrigens für Ihre Fürsorge. Ich war nahe am Verhungern.«

»Mir brauchen Sie nicht zu danken, Miss Michel.« Die Augen des Captains zwinkerten. »Ihr englischer Freund, Commander Bond, machte den Vorschlag.«

Er war also Commander. Der einzige Rang, dessen Bezeichnung mir gefiel. Kein Wunder, daß sich der Captain ein bißchen auf den Schlips getreten fühlte - ein Engländer, der so gebieterisch auftrat. Und dazu noch die Einmischung der CIA und des FBI! Ich beschloß, äußerst diplomatisch zu sein. Wir setzten uns, und nach den üblichen einführenden Worten bat mich der Captain, meine Geschichte zu erzählen.

Mein Bericht dauerte zwei Stunden, weil mich Captain Stonor oft mit seinen Fragen unterbrach, und ich immer eine Pause einlegen mußte, wenn ein Beamter auftauchte und seinem Vorgesetzten etwas zuflüsterte. Am Schluß war ich ganz erschöpft. Man brachte Kaffee und Zigaretten. Wir spannten aus, und der Stenograph wurde weggeschickt. Captain Stonor ließ Leutnant Morrow holen und wies ihn an, einen ersten Bericht über Funk durchzugeben. Ich sah zu, wie die schwarze Limousine, die aus dem Wasser gehoben worden war, über den Rasen zur Straße geschleppt wurde. Der Sanitätswagen fuhr heran, und ich wandte mich ab, als ein nasses Bündel vorsichtig auf den Rasen gelegt wurde. Horror! Wieder erinnerte ich mich an die kalten rotschimmernden Augen. Ich spürte die Schläge seiner Hände. Konnte denn das alles wirklich geschehen sein?

»Und Kopien nach Albany und Washington«, hörte ich den Captain sagen. Dann setzte er sich wieder zu mir. Er nahm seine Mütze ab und legte sie auf den Tisch. Das Zeichen des Waffenstillstandes, die gleiche Geste, die zuvor Leutnant Morrow gemacht hatte. Ich lächelte. Dann kramte der Captain in seinen Taschen und zog eine Packung Zigaretten und ein Feuerzeug heraus. Er bot mir eine Zigarette an und steckte sich dann selbst eine an.

»Jetzt bin ich nicht mehr im Dienst, Miss Michel«, fügte er mit einem Lächeln hinzu. Er lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Plötzlich sah er wie ein Mann mittleren Alters aus, der mit seiner Familie ein Picknick abhielt. Er zog kräftig an seiner Zigarette und blickte dem davonziehenden Rauch nach. »Sie können jederzeit fahren, Miss Michel«, bemerkte er schließlich. »Ihr Freund, Commander Bond, bestand nachdrücklich darauf, daß man Ihnen möglichst wenig Scherereien machen sollte. Es freut mich, daß ich ihm und Ihnen diesen Gefallen tun kann. Und« - er lächelte ein bißchen ironisch - »auf die Genehmigung der Behörden in Washington brauche ich wohl nicht zu warten, wenn ich Ihnen meine Anerkennung ausspreche. Sie waren sehr tapfer und mutig. Sie wurden in ein übles Verbrechen hineingezogen und haben sich vorbildlich benommen. Beide Gangster wurden steckbrieflich gesucht. Ich werde Sie für die Belohnung vorschlagen. Das gleiche gilt natürlich für die Versicherungsgesellschaft, die sicherlich tief in die Tasche greifen wird. Die Phanceys haben wir verhaftet, und Sanguinetti hat sich bereits aus dem Staub gemacht, wie der Commander heute morgen schon richtig vermutete. Wir setzten uns mit Troy in Verbindung, und die Fahndung nach ihm läuft bereits. Sobald wir Sanguinetti gefaßt haben, wird er wegen eines Kapitalverbrechens unter Anklage gestellt werden. Es kann sein, daß Sie dann als Hauptbelastungszeugin auftreten müssen. Der Staat wird Ihre Unkosten in einem solchen Fall selbstverständlich tragen. All das« - Captain Stonor machte eine wegwerfende Handbewegung - »gehört bei der Polizei zur Routine.« Die scharfen blauen Augen blickten forschend in die meinen. »Doch

damit ist der Fall noch nicht ganz abgeschlossen.« Er lächelte. »Das ist nicht dienstlich gemeint, Miss Michel; ich interessiere mich lediglich als Privatperson auch für die menschlichen Aspekte.«

Ich bemühte mich, ein unbefangenes Gesicht zu machen, doch ich war gespannt, was jetzt kommen würde. »Hat dieser Commander Bond Ihnen irgendwelche Instruktionen hinterlassen? Einen Brief vielleicht? Er erzählte mir, er habe Sie heute morgen verlassen, als Sie noch schliefen. Er habe sich gegen sechs auf den Weg gemacht und habe Sie nicht wecken wollen. Natürlich sehr rücksichtsvoll von ihm. Doch« - Captain Stonor vertiefte sich angelegentlich in die Betrachtung seiner Zigarette - »Ihre Aussage und die des Commanders gehen darin überein, daß Sie beide die Nacht in einem Zimmer verbracht haben. Ganz natürlich unter den gegebenen Umständen. Ich kann mir vorstellen, daß Sie nach den Ereignissen des gestrigen Abends Angst hatten vor dem Alleinsein. Doch der Abschied erscheint mir ziemlich abrupt - nach einer so aufregenden Nacht. Ich hoffe doch, Sie hatten keine Schwierigkeiten mit ihm? Er wollte doch - äh - nicht zudringlich werden?«

Ich errötete vor Ärger und versetzte scharf: »Gewiß nicht, Captain. Ja, er hat mir einen Brief dagelassen. Einen ehrlichen Brief. Ich erwähnte ihn nicht, weil er nichts enthält, was Sie nicht schon wissen.« Ich öffnete den Reißverschluß ein Stück und zog den Brief heraus. Mein Gesicht errötete noch tiefer.

Er nahm den Brief und las ihn aufmerksam. Dann reichte er ihn mir wieder. »Ein sehr netter Brief. Sehr - äh - sachlich. Das mit der Seife verstehe ich allerdings nicht.« »Oh«, erwiderte ich hitzig, »das war nur ein Scherz. Er behauptete, die Hotelseife sei zu stark parfümiert.« »Aha. Natürlich. Na schön, Miss Michel.« Die Augen blickten wieder gütig. »Hm. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich etwas Persönliches dazu sage? Wenn ich einen Augenblick mit Ihnen spreche, als wären Sie meine Tochter? Das könnten Sie nämlich sein - fast meine Enkelin, wenn ich früh genug Vater geworden wäre.« Er lachte leise und gutmütig. »Nein. Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an.« Captain

Stonor zündete sich eine frische Zigarette an. »Also, Miss Michel, was der Commander schreibt, trifft zu. Man könnte sagen, Sie haben einen schweren Autounfall hinter sich, den Sie am besten so schnell wie möglich vergessen. Doch das ist noch nicht alles. Ganz unvermittelt und auf recht grobe Art und Weise sind Sie in den Krieg mit dem Verbrechen hineingezogen worden, der unablässig weitergeführt wird, über den Sie in den Zeitungen lesen, den Sie aus dem Kino kennen. Und wie im Film hat der Polizist die Jungfrau vor den Räufern gerettet.« Er beugte sich über den Tisch, seine Augen unverwandt auf die meinen gerichtet. »Verstehen Sie mich jetzt nicht falsch, Miss Michel, und wenn ich zu weit gehen sollte, dann vergessen Sie einfach, was ich sagte. Es wäre unvernünftig, von Ihnen zu verlangen, daß Sie jetzt den Mann, der Sie gerettet hat, nicht idealisieren sollten. Sie werden in ihm Ihren Helden sehen, ihn zur Idealgestalt des Mannes machen, zu dem man aufsehen kann, den allein man vielleicht heiraten möchte.« Der Captain lehnte sich zurück. Er lächelte entschuldigend. »Ich komme auf all das zu sprechen, weil solche Erlebnisse ihre Narben zurücklassen. Sie versetzen dem Menschen einen Schock - jedem Menschen. Doch am meisten wirken sie auf junge Menschen wie Sie. Ich glaube« - seine Augen verloren etwas von ihrer Güte -, »nach den Berichten meiner Leute zu urteilen, habe ich guten Grund anzunehmen, daß Sie heute nacht mit Commander Bond intime Beziehungen hatten.« Captain Stonor hob die Hand. »Ich will meine Nase nicht in Ihre Privatangelegenheiten stecken. Sie gehen mich sowieso nichts an, doch ich würde mich nicht wundern, wenn Sie heute nacht Ihr Herz an diesen charmanten jungen Engländer verloren hätten, der Ihnen das Leben rettete. Das ist ganz unausbleiblich.« Ein Hauch von Ironie lag über dem teilnahmsvoll väterlichen Lächeln. »Das geschieht schließlich in Büchern und Filmen andauernd, nicht wahr? Warum also nicht auch im Leben?« Ich rutschte ungeduldig hin und her. Ich hatte keine Lust, mir diese alberne Lektion anzuhören. Ich wollte endlich fahren. »Ich bin gleich am Ende, Miss Michel, und ich weiß, daß Sie mich für reichlich unverschämt halten, doch seitdem ich die Vierzig überschritten habe, interessiert mich

auch die menschliche Seite der Fälle, die ich bearbeite. Ganz besonders, wenn die Hauptperson ein junger Mensch ist, bei dem das Erlebnis, das er hinter sich hat, bleibenden Schaden verursachen kann. Deshalb möchte ich Ihnen einen guten Rat mitgeben, wenn ich darf, und dann wünsche ich Ihnen alles Glück und eine gute Fahrt auf dem verrückten kleinen Roller.« Captain Stonors Augen waren noch immer auf die meinen geheftet, doch sie blickten durch mich hindurch. Ich wußte, daß ich jetzt etwas hören würde, was ihm von Herzen kam. »Dieser Krieg gegen das Verbrechen, von dem ich sprach - ob er nun zwischen Polizei und Gangstern ausgefochten wird, oder zwischen Spionen und Agenten -, ist eine Schlacht zwischen zwei dafür ausgebildeten Heeren. Das eine kämpft auf der Seite des Gesetzes für das, was sein eigenes Land für richtig hält, das andere für den Feind, der alles verleugnet, was uns teuer und lieb ist.« Captain Stonor nickte nachdenklich. »Doch die Angehörigen dieser beiden Heere, die nicht zum einfachen Fußvolk gehören, die Verantwortung tragen und ständig dem Tod ins Auge sehen müssen, besitzen einen Zug tödlicher Erbarmungslosigkeit. Das gilt für beide Seiten, für Freunde und Feinde.« Die geballte Faust des Captains schlug sachte auf die Holzplatte des Tisches, um seine Worte zu unterstreichen. »Die großen Verbrecher, die großen Agenten und die großen Spione sind herzlose, kaltblütige, erbarmungslose Killer, Miss Michel. Das müssen sie sein. Sonst würden sie die Schlacht nicht überleben. Verstehen Sie, was ich meine?« Captain Stonors Augen kehrten wie aus weiter Ferne zu mir zurück. Jetzt blickten sie mich mit gütiger Eindringlichkeit an, die mich rührte, die mir, ich schäme mich, es zu sagen, jedoch nicht zu Herzen ging. »Und deshalb möchte ich Ihnen einen Rat mit auf den Weg geben, mein Kind. Ich habe mit Washington gesprochen und eine Menge über seine hervorragenden Leistungen auf seinem besonderen Gebiet erfahren. Aber halten Sie sich fern von diesen Männern. Sie gehören nicht zu Ihnen, ob sie nun James Bond heißen oder Sluggsy Morant. Diese beiden Männer gehören, ebenso wie viele andere, in einen Dschungel, in den Sie sich für wenige Stunden verirrt hatten und dem Sie entronnen sind. Deshalb ist es das beste für Sie, wenn Sie das

alles vergessen, den Helden und auch den Bösewicht. Sie sind einfach anders als Sie - eine andere Art von Mensch.« Captain Stonor lächelte. »Wie Habichte und Tauben, wenn Sie diesen Vergleich gelten lassen wollen. Verstehen Sie?« Mein Ausdruck kann nicht viel Verständnis verraten haben, denn die Stimme wurde hart. »Okay, gehen wir.«

Der Captain stand auf, und ich folgte ihm. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Mir fiel meine erste Reaktion ein, als James Bond an der Tür aufgetaucht war: O Gott, noch einer von der Sorte! Doch ich entsann mich auch seines Lächelns, seiner Küsse, seiner Umarmung. Kleinlaut trottete ich neben dem breitschultrigen Mann her, der mir seine gutgemeinten Gedanken vorgetragen hatte, und ich konnte an nichts anderes denken als an ein üppiges Mittagessen und ein warmes, bequemes Bett, mindestens hundert Kilometer vom Dreamy Pines Motel entfernt.

Als ich aufbrach, war es zwölf Uhr mittags. Captain Stonor prophezeite mir, daß sich die Presse auf mich stürzen würde, doch er versprach, sie so lange wie möglich hinzuhalten. Über James Bond dürfte ich erzählen, was ich wollte. Nur von seinem Beruf und seinem Aufenthaltsort sollte ich nichts erwähnen. Er war einfach ein Mann, der im richtigen Augenblick erschienen und dann wieder seiner Wege gegangen war.

Ich hatte meine Satteltaschen schon gepackt. Leutnant Morrow schnallte sie an den Roller und schob die Vespa auf die Straße.

Auf dem Weg über den Rasen sagte er: »Fahren Sie vorsichtig, Miss. Auf dem Weg nach Glens Falls ist alles voller Schlaglöcher. Manche von ihnen sind so tief, daß Sie besser erst hupen sollten, bevor Sie durch ein Schlagloch fahren. Könnte ja sein, daß schon andere Leute mit einer so winzigen Maschine sich darin verstecken.« Ich lachte. Er war sauber und vergnügt und jung, aber nach seinem Aussehen und seinem Beruf zu urteilen, auch hart und abenteuerlustig. Vielleicht entsprach er mehr dem Typ von Mann, von dem ich träumen sollte.

Ich verabschiedete mich von Captain Stonor und dankte ihm. Dann setzte ich meinen Sturzhelm auf, zog meine pelzverbrämte Motorradbrille über die Augen und trat auf den Kickstarter. Gott sei Dank, die kleine Maschine sprang sofort an. Jetzt wollte ich es ihnen zeigen. Das Hinterrad war noch hochgebockt. Ich hatte es mit Absicht so gelassen. Jetzt ließ ich die Kupplung ziemlich hart einrasten und stieß mich ab. Staub und Steine spritzten auf, und ich schoß davon wie eine Rakete. Vor mir sah die Straße ganz passabel aus, deshalb wagte ich es, mich umzusehen, und hob winkend die Hand. Die kleine Gruppe von Polizeibeamten vor dem niedergebrannten Motel erwiderte meinen Abschiedsgruß. Und dann fuhr ich auf der langen, geraden Straße dahin, zwischen den hohen Fichten, die am Straßenrand Wache hielten. Ich fand, sie sähen so aus, als täte es ihnen leid, daß ich so leicht davongekommen war.

Der Captain hatte von Narben gesprochen. Ich glaubte ihm nicht. Die Narben meines Entsetzens waren geheilt, ausgelöscht worden von jenem Fremden, der mit einem Revolver unter dem Kopfkissen schlief, dem Geheimagenten, der statt des Namens eine Nummer trug.

Ein Geheimagent? Mir war es gleichgültig, was er tat. Eine Nummer? Ich hatte sie schon vergessen. Ich wußte genau, wer er war und was er war. Und alles, auch die kleinste Einzelheit, würde für immer in mein Herz geschrieben sein.